

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hochwart. 1899-1902 1902

9 (1.9.1902)

Die Hochwart.

Archiv für psycho-anthropologische Forschungen und Reformen.

Abdruck der Original-Aufsätze aus dieser Zeitschrift ist verboten.

Nr. 9.

Demold, September 1902.

3. Jahrg.

Alle Zuschriften und Sendungen sind an den Herausgeber zu richten.

Albumblätter.

Der Mensch hat dreierlei Wege, klug zu handeln: erstens durch Nachdenken, das ist der edelste; zweitens durch Nachahmen, das ist der leichteste; und drittens durch Erfahrung, das ist der bitterste. Confucius.

Treu' geht über Alles,
Untreu' schändet Alles,
Hohn dem Mann, der einen Schalk
Bermummen will in Leuenbalg.

Schwertinschrift 1686.

Die Liebe giebt Freude,
Die Tugend giebt Ruh;
Drum wähle sie beide,
Und glücklich bist du.

Die Schwächen und Fehler der Menschen hängen in der Tiefe zusammen mit dem, was sie in ihrer Art stark und bedeutend macht.

Du Bois Reymond.

Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Quell, versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.

Achte nicht darauf, wie Vielen, sondern welchen Du gefallest; denn den Schlechten mißfallen, heißt gelobt werden. Seneca.

Nicht auf seine Leute passen, heißt den Geldschrank offen lassen.

Wer sich groß dünkt an Macht und an Besitz:
Die höchste Eiche ist zunächst dem Blitz; —
Und wem, weil er gering bleibt, Zweifel nagen,
Auch kleine Zweige können Früchte tragen.

Albert Roderich.

Die Probe eines Genusses ist die Erinnerung. S. Paul.

Wenn Dir's im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du besser haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben.

Goethe.

Wer Fehler nur ohne ihre Gründe sieht, bemerkt nur halb, sieht er sie aber in ihrem Grunde, so verwandelt sich sein Aergern ins zarteste Mitleid.
Herder.

Klarheit im Geiste, reiner, wo möglich starker Wille, ist unsere Aufgabe.
Zu dem Uebrigen können wir lachen, beten, weinen.
Rahel.

Der Geist, der die Gesetze macht, und der, der sie vollzieht, haben nichts miteinander gemein.
Alexander v. Humboldt.

Jeder Mensch soll ein Autor sein; wenn nicht von guten (litterarischen) Werken, doch von guten Handlungen.

Eine Thräne, die man trocknet, wiegt in der Wagschale der Menschheit mehr als eine, die man weint.
Müller.

Ein Tag gut angewendet, wiegt ein Menschenalter auf.

Die arme Zukunft! Durch das Uebermaß von Hoffnungen, die die Menschen auf sie setzen, verliert sie fast ihren ganzen Reiz, sobald sie zur Gegenwart wird.

Der Reiz des Familienlebens ist das beste Gegengift gegen den Verfall der Sitten.
Rousseau.

Kunst und Wissenschaft sind in äußeren Beziehungen und in der Methodik der Arbeit sehr verschiedene Gebiete; sonst muß ich doch sagen, daß ich von der tiefen, innere Verwandtschaft von Kunst und Wissenschaft überzeugt bin. Auch die Kunst sucht uns Wahrheit zu verkünden, psychologische Wahrheiten, wenn auch in ganz anderer Form, in der Form sinnlicher Erscheinungen und nicht des Begriffes. Aber schließlich wird sich bei vollendeter Erscheinung ja auch die begriffliche Fassung finden müssen und beide werden schließlich vereint zusammen wirken.
Helmholz.

Erbliche Belastung.

Von Ernst Eberhardt-Humanns.

Wenn von „erblicher Belastung“ die Rede ist, wird darunter zumeist die Vererbung krankhafter oder degenerierter Zustände des Organismus von Eltern auf die Kinder verstanden. Daß solche Uebertragung besteht, ist zweifellos, und dies legt uns Menschen die Pflicht auf, gesund und rein in die Ehe zu treten; es werden eben die Sünden der Eltern heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied! Allein noch eine weniger bekannte „erbliche Belastung“ verdient nicht minder Beachtung.

Es ist eine physiologische Thatsache, daß jede Funktionssteigerung einhergeht mit Zunahme des Volumens. Jeder Arbeiter, jeder Turner weiß, daß

die Muskeln an Umfang und Leistungsfähigkeit zunehmen, je mehr sie bethätigt werden. Das gilt aber nicht nur von den Muskeln, sondern von jedem Organ, sei es ein vegetatives, sei es ein psychisches, ein Organ des Rumpfes oder ein Hirnteil. Prof. Joh. Ranke (München) sagt: „Jedes unserer Organe wächst stärker, wenn es innerhalb der Grenzen seiner physiologischen Leistungsfähigkeit stärker arbeitet, und so zeigt auch das Organ des Geistes, das Gehirn, ein gesteigertes Wachstum unter gesteigerter geistiger Arbeit.“

Das Gehirn ist jedoch kein einfaches Organ, sondern ein Komplex von Organen, da die verschiedenen geistigen Funktionen an ganz bestimmte Hirnregionen gebunden, oder wie man sagt „lokalisiert“ sind. Diese Hirnregionen sind schon von Natur bei keinem Menschen gleich stark gegeben. Bald ist das Vorderhirn, bald das Mittel- oder Hinterhirn der stärkere Teil; bald ist diese, bald jene Hirnregion umfangreicher. Jeder Mensch hat also stärkere oder schwächere Hirnregionen, und darauf beruht die verschiedene Begabung der Menschen. Man nennt die von Natur stärker angelegten Hirnteile gewöhnlich „Talente“. Diese Talente sind es, die sich von Natur zuerst und in hervorragender Weise geltend machen und den Menschen ihre eigenartige Lebensrichtung, ihre „Individualität“ aufprägen. Jeder Mensch bethätigt sich von Natur stets in Richtung seiner geistigen Stärken, seiner Talente, und läßt die übrigen geistigen Funktionen mehr oder weniger brach liegen.

Da nun jede Funktionssteigerung einhergeht mit Zunahme des Volumens, so müssen die vorzugsweise bethätigten Hirnregionen allmählich wachsen. Das kann aber nur auf Kosten der übrigen, weniger in Anspruch genommenen Regionen geschehen, da die dauernd beschäftigten Teile den übrigen Teilen Nährstoff und Kraft entziehen. Auf solche Weise verschiebt sich allmählich das natürliche Verhältnis der Hirnteile zu einander; — das Hirn wird in sich unharmonischer.

Nun ist bekannt, daß „Talente“, überhaupt Anlagen, sich vererben. Geschieht dies, so werden die Nachkommen durch ihre gesteigerten Talente wieder in dieselbe Richtung gedrängt, und das Talent erfährt abermals ein Wachstum. So kann durch einige Generationen ein Talent einen Höhepunkt erreichen, wie dies z. B. in den Musikfamilien Bach, Mozart und Beethoven geschah, in denen sich das musikalische Talent bis auf die bekannten Musikhelden steigerte. Auf solche Weise sind auch die Engländer durch ihre Jahrhunderte lange praktische Bethätigung so ausgeprägte Langschädel geworden. Und da das Wachstum der praktischen Talente nur auf Kosten anderer Hirnregionen geschehen konnte, so sind bei den Engländern die Regionen, aus denen die ethischen, humanen und rechtlichen Antriebe hervorgehen, mehr und mehr verkümmert, wie dies nicht nur ihre unmenschliche Kriegsführung gegen die Buren, sondern auch ihre brutale Vergewaltigung Irlands und ihre schnöde Ausbeutung Indiens beweisen.

Ueberhaupt hat der menschliche Schädel im Laufe der Zeiten mancherlei Aenderungen erfahren, indem er sich der menschlichen Entwicklung anpaßte. Die ursprüngliche, der Norm entsprechende menschliche Schädelform ist der Rundschädel. Da der ersten Menschen ausschließliche Sorge die Selbsterhaltung ein mußte, so mußten sich allmählich die Hirnzentren steigern, die der Erhaltung und Geltendmachung des Selbst dienen, und da die Selbstbehauptung zu Konflikten führt mit allem, was die Selbsterhaltung beschränkt, oder hindert, so entstand bald Kampf; die Menschheit trat in kriegerische und das Hinterhaupt wurde breiter (Streit- und Zerstörungssinn!). Als die

Menschen seßhaft wurden und zum Ackerbau übergingen, mußten sie die praktische Intelligenz besonders anspannen, zur Erfindung und Verbesserung von Gerätschaften für die leichtere Bearbeitung des Bodens, sowie zur Erwerbung von geometrischen und mathematischen Kenntnissen für die Landvermessung und Abgrenzung, für Kanal- und Brückenbau zur Bewässerung zc. Auch war diese seßhafte Kultur zu schützen gegen die Einbrüche wilder Nomadenhorden wie die Hyltos, Hunnen, Wikingen. Es waren in dieser Zeit der beginnenden Kultur also die praktischen Verstandesorgane und Thatorgane besonders thätig, und der Schädel mußte zum Langschädel werden. Die wissenschaftlichen Bestrebungen der späteren Zeit, namentlich als sie so allgemein wurden, wie in der Zeit der Alexandriner, mußten die Zentren der höheren Intelligenz steigern; das Vorderhaupt wuchs, und so schuf diese Zeit Breitschädel. Als das Christentum die Gemüter gänzlich beherrschte, entstanden viele Hoch- und Rundschädel, und da der Rundschädel die harmonische Anlage repräsentiert, und auf der Harmonie der Geisteskräfte die Genialität erwächst, so ist es für den Morphologen sehr erklärlich, daß dieses Zeitalter so reich ist an genialen Künstlern. Die neuere Zeit steht unter dem Zeichen des Kampfes ums Dasein, der die Verstandeskräfte und Thatorgane in hohem Maße in Anspruch nimmt, und daher sind in der heutigen Generation Schädel mit schön gewölbtem Mittelhaupt so selten. Die größere Mehrzahl der heutigen Schädel zeigen eine merkliche Senkung in der Scheitelgegend, was wiederum das geringe Interesse unserer Zeit für das Religiöse erklärt. Ausnahmen hat es natürlich zu allen Zeiten gegeben; aber diese bestätigen eben die Regel!

Selbstverständlich können solche Verschiebungen nicht ins Unendliche gehen. Die Natur hat überall dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so setzt sie auch hier die Schranke. Wenn diese erreicht ist, so tritt entweder bei der Fortpflanzung ein Rückschlag ein, so daß das übermäßig gesteigerte Organ in der neuen Generation besonders klein erscheint, — daher es fast sprichwörtlich geworden ist, daß die Kinder hochbedeutender Männer wenig begabt sind, — oder es erfolgt bereits in den betreffenden Individuen selbst eine Zerfetzung des fraglichen Organs (Gehirnerweichung!), wie dies z. B. bei Friedrich Nietzsche durch Ueberspannung der überstarken Persönlichkeitsorgane geschah. Wie die Ueberreizung eines von Natur schon stark angelegten psychischen Organs zum Wahnsinn und Stumpfsinn führen kann, das ist leider bekannt genug!

Die uns verlienen psychischen Organe sind an sich zwar alle gut, und jedes hat in seinem natürlichen Verhältnis zu den übrigen seine Bedeutung; aber die einseitige Steigerung gewisser psychischer Organe bei gleichzeitiger Verkümmern anderer können Anlagen ergeben, die nicht nur den betreffenden Individuen, sondern auch der Gesellschaft gefährlich werden. Wie die Steigerung und Ueberspannung der Persönlichkeitsorgane bei den römischen Cäsaren den „Cäsarenwahn“ schuf, der diese Herrscher zu den scheußlichsten Despoten und wie Nero und Caracalla zu wahren Ungeheuern und Geißeln der Menschheit machte, so sind noch heute Größen- und Verfolgungswahn nicht selten. Andererseits kann eine derartige Steigerung des Streit- und Zerstörungssinnes, der Verheimlichung und des Erwerbssinnes, — vielleicht die schlimmste „erbliche Belastung“ zum Verbrechertum führen. Es giebt zwar keine „Verbrecheranlage“, wie Lombroso fälschlich annimmt, aber es giebt Anlagen, die sich selbst überlassen, durch mangelnde oder falsche Erziehung unter dem Druck sozialer Verhältnisse zu „Verbrechertypen“ werden können. Lombroso konstatierte als solche

„Verbrechertypen“, ohne freilich den Grund davon angeben zu können, eine zurückliegende Stirn, sehr schwaches Mittelhaupt und besonders starkes, breites Hinterhaupt! In solchen Anlagen sind eben die Organe des Gemütes verkümmert, und dem überwiegenden Thatorgane fehlt mit der mangelnden Intelligenz der geistige Zügel.

Sehr wahr sagte schon Schiller: „Die Anspannung einzelner Organe kann zwar die außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben, glückliche und vollkommene Menschen erzeugen“, — ja außerordentliche, nach der guten und schlimmen Seite! Wie die körperliche Gesundheit die harmonische Zusammenwirkung der Organe des Rumpfes ist, so besteht die geistige Gesundheit in der Harmonie der psychischen Funktionen, — was den Psychiatern noch ein Geheimnis zu sein scheint! Diese Harmonie hat die Jugend- und Selbsterziehung zu erstreben, dadurch, daß nicht einseitig die psychischen Stärken, die „Talente“, sondern grade die schwachen Regionen besonders gepflegt werden. Grundsatz aller Erziehung ist: „Zügle die Stärken und steigere die Schwächen!“ Das Leben basiert zwar auf dem Unterschied der Kräfte, aber das Wesen des Lebensprozesses ist allmählicher Ausgleich der differenzierten Kräfte.

Hieraus erhellt nun wohl, wie unumgänglich für die Erziehung und Lebensführung eine Wissenschaft ist, die uns die Individualität, d. h. die individuelle Anlage der Menschen erschließt. „Lerne dich selbst kennen“, ist eine Mahnung, die schon bei den alten Griechen und Römern galt. Uns ermöglicht diese Selbsterkenntnis die Morphologie, Phrenologie und Psychophysionomie; denn — aus den Formen spricht der Geist!

Die Gesichtsform und der Charakter.

Eine amerikanische Schriftstellerin, die sich mit besonderem Interesse dem Studium der psychischen Beschaffenheit des Weibes hingiebt, ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß man von der Gesichtsform einer Frau auf die Grundzüge ihres Charakters, wie auch auf ihre körperliche und geistige Veranlagung schließen könne. Erfahrene Physiognomiker verstehen es, die seelischen Eigenschaften eines Menschen zu erkennen, wie sie die Farbe der Augen, die Form der Stirne, der Nase, des Mundes oder Kinns betrachten, dem Laien dürfte es schwer fallen, nach den einzelnen Teilen des Gesichtes sich ein richtiges Urteil über Temperament, Charakter und Veranlagung der betreffenden Person zu bilden. Bedeutend einfacher ist das Charakterlesen nach der Methode der Mrs. Hubbard Ayer, die bei ihren Mitschwestern drei ausgeprägte unterscheidet: das streng ovale, das runde und das birnenförmige Antlitz. In 99 von 100 Fällen verrät jede dieser drei Arten ganz bestimmte innere Eigenschaften. Frauen mit vollkommen oval geschnittenem Gesicht sind fast immer energisch, talenvoll hervorragend. Sie werden mit wenigen Ausnahmen sehr selbständig in ihrem Denken und Handeln, doch auch unwandelbar in Freundschaft und Liebe sein. Man wird meist finden, daß tonangebende Damen der Gesellschaft oder gefeierte Künstlerinnen in der Außenlinie ihres Gesichtes das perfekte Oval aufweisen. Die schöne Mrs. Brown-Potter, Lily Langtry, Sarah Bernhardt, die Duse, Mary Anderson und viele und andere Berühmtheiten gehören zu dieser Species. Frauen mit rundem Gesicht sind in vielen Fällen phlegmatisch, oft jedoch auch lebhaft, impulsiv, gesprächig; nur selten fassen sie das Leben von der ernstesten Seite auf. Ein Mann, dem es daran liegt, ein liebenswürdiges, zärtliches, wenn auch nicht sehr beständiges, stets aber gut gelauntes, ziemlich

selbstloses, geistig nicht gerade bedeutendes Frauchen zu besitzen, der wähle die Eigentümerin eines runden Gesichts. Zu einer großen Künstlerchaft wird die „Rundliche“ es wohl niemals bringen, man trifft sie aber manchmal als schelmische Soubrette und weiblichen Komiker an. Von zehn Frauen mit birnenförmigem Antlitz dürften neun folgender Personalbeschreibung und Charakterisierung entsprechen: Hohe Stirne, große glänzende Augen, weiches, seidenartiges, oft natürlich gelbes Haar, krankhaft bleicher Teint, aristokratische Züge und schlanke, feingliederige Figur. Körperlichen Anstrengungen sind sie nur selten gewachsen; sie tragen in vielen Fällen den Keim zu einem frühen Tod in der Brust. Scharfer Verstand, schnelle Auffassungsgabe und poetisches wie künstlerisches Talent ist ihnen häufig eigen. Sie sind nervös, feinfühlig, geistreich und lieben die Geselligkeit. Die meisten dieser nicht sehr zahlreich vertretenen Frauen bezeigen keine Neigung zum Heiraten. Sie sind unstet, ehrgeizig und — wenn sie den Beruf einer Künstlerin gewählt haben — geht ihnen ihre Kunst über Alles.

Anatomie und Physiologie.

Ein Fall von Zahndurchbruch bei einem 67 jährigen Mann, J. Wlanowya. (Zytomir.) (Subowratschebn, Westnik, 1899, Nr. 4.)

Ein kräftiger, eher jünger aussehender Greis klagt über Zahnschmerzen. Alle Zähne an der Kaufläche stark abgenützt, sonst gut. Nur an Stelle des 2. Praem. links oben, der wegen Schmerzen vor vielen Jahren gezogen worden ist, war eine kleine Schwellung mit geröteter Schleimhaut zu bemerken, in deren Mitte ein kleiner weißer Punkt zu sehen war, der sich mit der Sonde hart anfühlte. Nach Einschneiden des Zahnfleisches war ein ganz gut ausgebildeter Zahn zu sehen.

Dr. Rumowich in „Wiener zahnärztliche Monatschrift“.

Wie kommt es, daß sich der Körper an Gifte gewöhnen kann? Dr med. Calmette beantwortete diese Frage auf dem 5. französischen Kongreß für innere Medizin in Lille, indem er den weißen Blutkörperchen eine gewisse Schutzkraft zuschreibt. Er hat interessante Versuche in dieser Richtung, an mit Atropin behandelten Kaninchen angestellt. Es zeigt nämlich dieses Tier eine große Widerstandskraft gegen das genannte Gift, wenn dasselbe in die Venen eingespritzt worden ist, und eine sehr geringe Widerstandskraft, wenn die Injektion ins Hirn gemacht wurde. So muß also etwas im Blute zwischen der Einspritzungsstelle in die Vene und dem Hirne sich befinden, das die giftige Substanz aufhält. Calmette hat nun seinen mit Atropin vergifteten Kaninchen Blut entnommen und hat es zentrifugiert und so in drei Schichten geteilt, in Serum, weißen Blutkörperchen und rote Blutkörperchen. Nur in den der Schicht der weißen Blutkörperchen entnommen Proben ließ sich Atropin nachweisen, im Serum und in dem roten Blutkörperchen konnte das Gift nicht aufgefunden werden.

Diese Tatsache stimmt überein mit der Theorie von Prof. Metchnikoff, welcher bei seinen Experimenten über Arsenikvergiftung, zu dem gleichen Schlüssen gekommen ist, wie Calmette für die Atropinvergiftung, daß nämlich die durch allmähliche Einverleibung eines Giftes daran gewöhnten weißen Blutkörper dieses Gift in sich aufnehmen, an der Durchdringung des Körper verhindern und so den Fortbestand des Lebens ermöglichen.

Anmerk. d. Red. Diese Entdeckung, daß die weißen Blutkörper die Lebensschutzorgane des Blutes sind, stammt von Carl Huter. Sie die Broschüre: „Meine Stellung zur Schulmedizin.“

Der Schah auf der Brautschau.

Der wichtigste Tag im Leben der Perferin und gleichzeitig der größte nationale Festtag im Lande des Schahs ist der 28. Dezember in jedem Jahre.

Schon lange vor diesem Tage durchstreifen Abgesandte des persischen Herrschers dessen Reich nach allen Richtungen der Windrose und halten Umschau unter den heiratsfähigen Töchtern des Landes. Die hoffnungsberechtigten jugendlichen Schönen harren bereits überall, im größten Staat geschmückt mit allem, was dazu beitragen kann, die Reize die ihnen von der Natur verliehen sind, so viel wie möglich zu erhöhen. Denn es gilt ja, unter Vielen die Schönste zu sein, um Gnade zu finden vor den Augen des Mächtigsten der Mächtigen.

Schon zu den hundert Auserwählten zu gehören, die in jedem Jahre unter festlichem Gepränge in Teheran selbst dem Schah zur engeren Wahl präsentiert werden, betrachtet jede Perferin als größte Ehre. Von diesen hundert ergebenen Töchtern des Landes erleben allerdings nur fünfundzwanzig die Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche, die darin gipfeln, die Freuden des königlichen Harems, die ihnen unendlich verlockend erscheinen, in Wirklichkeit kennen zu lernen.

So war auch heuer ganz Teheran auf den Beinen, um der Wahl der Harneschönen beizuwohnen. Da sah man vornehme persische Damen in prachtvollen Gewändern von goldgestickter Seide, mit Juwelen überladen, glänzende, ordengeschmückte Offiziersuniformen, prunkvolle Hofgewänder und phantastisch ausgeputzte Diener in großer Zahl.

Zu Beginn der Festlichkeit zogen die Militärkapellen auf und ließen schmetternde Fanfaren ertönen. Dann bemächtigte sich der erwartungsvollen Menge eine fieberhafte Erregung: Alles reckte die Häße und wollte sehen, denn in diesem Monat erschienen die hundert Deputantinnen in blendender, strahlender Pracht. Ganz in weiße, schimmernde Seide gekleidet, von lang herabwallenden silbergestickten Schleiern duftig und keusch verhüllt. Hals und Arme mit farbensprühenden Brillanten geschmückt, bieten die reizenden Mädchen gestalten ein überraschend schönes Bild.

Leise singend kamen sie näher, Pagen in goldgestickten, himmelblauen Kostümen schritten vor ihnen her und streuten nach allen Richtungen Blumen auf den Weg. Dreimal machte die kleine Prozession die Runde, dann stellten sich die zarten Jungfrauen auf ein gegebenes Trompetensignal in einer Reihe auf.

Nun ist der wichtigste Moment herangekommen.

Die Trompeten blasen einen Tusch und im nächsten Augenblick senkt sich jeder Kopf tief zu Boden vor dem Mann, der nun eiligen Schrittes mit seinem glänzenden Gefolge zwischen der Spalier bildenden Menge daherkommt. Ihn voran schreitet stolz der „Sifar Salar“ in seiner goldstrotzenden Amtsrobe. Auf „Jhn“, den Mächtigen, dessen Wort 20 Millionen Menschen Gesetz ist, richten sich jetzt alle Blicke in ehrfurchtsvoller Bewunderung. Der schwächliche Körper des „großen“ Schahs scheint unter der Last der ihn bedeckenden Juwelen förmlich zusammenzuberechnen.

Vor der langen Reihe der mit banger Erwartung der Entscheidung entgegensehenden Schönen angelangt, ergreift der „Sifar Salar“ bei jedem Schritt eine kleine zitternde Mädchenhand und läßt deren Besitzerin mit zurückgeschlagenem Schleier vor das strenge Antlitz des Monarchen treten. Ein beifälliges Nicken oder Schütteln des königlichen Hauptes — und die Sache ist

erledigt. Kein Wort wird bei dieser Zeremonie gesprochen, kein freundlich lächelnder oder gar liebevoller Blick senkt sich in die schönen Mädchenaugen und doch füllen sich die Herzen, je nachdem die Entscheidung fällt, mit überschäumender Freude oder tiefem Schmerz. Mit unerschütterlichem Gleichmut trifft der Herrscher seine Auswahl.

Persien hat die schönsten Töchter seines Landes freudig dem Erhabenen dargeboten, die königliche Laune ist befriedigt und die 75 verschmähten Schönen kehren mit „gebrochenem“ Herzen in die Alltäglichkeit des Elternhauses zurück. . . .

Anmerk. d. Red. Welche Entartung des sittlichen Gefühles ist hier seit tausend Jahren Sitte eines großen Kulturvolkes? wird man unsere christliche monotoe Eisehe in vielen Fällen in Zukunft nicht auch ungehörig halten? Uebrigens verdienen die Geistes-könige, Gelehrte, Künstler, Dichter, Philosophen, Erfinder usw. die Ehren die in Persien einem Tyrannen zu Teil werden.

Impffrage.

Wie schützt man sich in erlaubter Weise möglichst gegen die Anwendung des Impfgesetzes und vor den Gefahren des Impfgiftes?

Von W. A. Securius

Die Erstimpfung muß nach dem Gesetz*) nicht im ersten Lebensjahre des Kindes vorgenommen werden, sondern erst vor Ablauf des Kalenderjahres welches auf das Geburtsjahr des Kindes folgt. Die alljährlich im Frühjahr wiederkehrende polizeiliche Aufforderung zur Impfung, geschieht zwar auf Grund des § 6, doch unterläßt es oft die Polizei, in ihrer Aufforderung „die im Reichsgesetz vom 8. April 1874 vorgeschriebene Impfung“, wozu die Zeit „vom Anfang Mai bis Ende September“ besonders angegeben ist, ausdrücklich als diejenige Impfung hervorzuheben, welche „unentgeltlich“ geschieht, während sonst die Impfflichtigen nicht an jenen Zeitraum gebunden sind. Vielmehr steht es jedem frei, der nicht an solchen unentgeltlichen Massenimpfungen teilzunehmen wünscht, nach dem § 1 für beide dort erwähnten impfpflichtigen Altersklassen, jedenfalls bis 31. Dezember des betreffenden Jahre mit Impfung zu erwarten.

Unbedingt hat eine Massenimpfung, wie es die unentgeltliche stets ist, ihr Bedenkliches, wenn nicht sogar Gefährliches, da das Vermischen des Blutes der Geimpften fast unvermeidlich ist, also auch Ueberimpfung vom Krankheitsstoffen leicht stattfinden kann. Die Lanzette kann doch nicht nach jeder einzelnen Impfung gründlich gereinigt werden.

Ein verwerfliches, leider aber häufiges Vorkommnis für solche Impf-Termine ist das Mißbrauchen der einige Tage früher geimpften, also mit Pusteln behafteten Kinder von gesundem Aussehen zu Lymphherzeugungs-Geschöpfen, weil oft die Tier-Lympe nicht ausreichend vorhanden ist. Die kleinen Kinder werden durch Aufstechen der Pusteln und der Entnahme des Impfstoffes schmerzhaft gequält, und es ist wahrhaft empörend, wenn Eltern solcher Kinder durch Bezahlung zur Gestattung dieser Vornahme an ihrem Kinde bewogen werden.

Eine Verpflichtung, von Arm zu Arm abimpfen zu lassen, besteht nicht. Es sollte deshalb von den Eltern oder Pflegern unbedingt verweigert werden, weil diese Art der Impfung noch gefährlicher ist, als die Impfung mit Tier-Lympe.

Es ist zu beachten, daß man nicht verpflichtet ist, seine Kinder, oder auch Pflegekinder im zwölften Lebensjahre wieder impfen zu lassen, wenn man sie

selbst unterrichtet oder sie durch eine berechtigte Person (Lehrer oder Lehrerin) ohne Schulbesuch unterrichten läßt.

Bei Einschulung von Kindern ist es häufig vorgekommen, das die Vorsteher die Aufnahme eines Kindes verweigert haben, wenn kein Impfschein für dasselbe eingereicht wurde. Die Aufnahme zu verweigern, sind aber die Vorsteher von Lehranstalten dem Impfgesetze nach weder verpflichtet noch berechtigt. Es ist lediglich ihre Aufgabe, nach § 13 „bei der Aufnahme (solche ist also als selbstverständlich vorausgesetzt) von Schülern durch Einfordern der vorgeschriebenen Bescheinigung festzustellen, ob die gesetzliche Impfung erfolgt ist“, beziehentlich „auf deren Nachholung zu dringen“; ferner haben sie zu sorgen, daß „impfpflichtig werdende dieser Verpflichtung genügen“. Zwangs-Maßregeln sind den Schulvorstehern nicht zuerkannt; sie haben nur „vier Wochen vor Schluß des Schuljahres der zuständigen Behörde ein Verzeichnis derjenigen Schüler vorzulegen, für welche der Nachweis der Impfung nicht erbracht ist,“.

Es soll vorläufig nicht untersucht werden, ob diejenige Auslegung des Gesetzes die richtige ist, welche nach dem Wortlaut urteilt (wie dies bei mehreren gerichtlichen Entscheidungen an verschiedenen Orten geschehen ist,) demgemäß Impfgegner nur mit „Geldstrafe bis zu 20 Mark“, beziehentlich „Geldstrafe bis zu 50 Mark oder mit Haft bis zu 3 Tage bestraft werden, das heißt nur einmal in jedem Fall und für jedes Kind, oder, ob auf so lange, als die Weigerung oder der Schulaufenthalt der Kinder dauert, eine ein- beziehentlich mehrmalige Wiederholung der Strafe gerechtfertigt ist.

Beleuchten wir vorerst diejenigen Wege, welche offen geblieben sind, die Impfung nicht zur Anwendung kommen zu lassen oder wenigstens auf eine für den Impfling günstigere Zeit zu vertagen, so giebt § 2 die gesetzliche Anleitung, die Impfung mindestens für einige Jahre aufzuschieben. Da jede Impfung eine Blutvergiftung ist, so wird die Aussicht auf einen gutartigen Verlauf dieser Blutvergiftung ungünstiger, wenn der allgemeine Gesundheitszustand des Impflings kein normaler ist. Die Instruktion für die Impfärzte im Königreich Sachsen vom 10. Mai 1886, verbietet darum die Impfung bei Kindern, „welche an schweren akuten oder chronischen, die Ernährung stark beeinträchtigenden, oder die Säfte verändernden Krankheiten leiden“. Ein besorgter Arzt, besonders wenn er Erfahrungen über die Gefährlichkeit des Impfens besitzt, wird aber auch nicht impfen, bezw. nicht impfen lassen, wenn der Gesundheitszustand in diesem zarten Kindesalter überhaupt nach irgend einer Richtung hin zu wünschen übrig läßt, sondern wird für das betreffende Kind ein Aufschubszeugnis ausstellen. Wenn nun z. B. das „ärztliche Zeugnis“ den Impfling auf ein Jahr von der Impfung zurückstellt, so ist erst „binnen Jahresfrist nach Aufhören des Gefahr begründeten Zustandes“ die Impfung geboten, so daß der Aufschub, den das Zeugnis gewährt, gesetzlich allemal um ein volles Jahr verlängert ist. Kurz vor Ablauf dieser so erweiterten Frist kann abermals ein Aufschubs-Attest erlangt werden, und so fort, bis etwa „die zuständige Behörde“ unter Veranlassung impfärztlichen Einschreitens Einspruch erhebt. Doch wird kein vorsichtiger Impfarzt es wagen, ein Kind zu impfen, wenn die Eltern ein Aufschubszeugnis eines anderen Arztes beibringen, auf welchem, aus einem minder schwerwiegenden Grunde als den oben angeführten die Impfung des Kindes für bedenklich erklärt wird. Er würde, falls er doch das Kind impfte, sich leicht einer fahrlässigen Handlung schuldig machen können, die nicht nur nach § 17 des Impfgesetzes als ein „bei der Ausführung einer Impfung fahrlässiges“

Handeln, sondern nach Befinden auch nach §§ 222 und 230 des Reichsstrafgesetzbuches zu bestrafen ist. Man lasse sich also in allen zweifelhaften Fällen von einem gewissenhaften Arzte ein Impfausschubszeugnis (Formular III) ausstellen, das bei der Ortsbehörde einzureichen ist.

Hat man keinen Grund, über den Gesundheitszustand des Kindes besorgt zu sein, befürchtet aber dennoch (und wie die Erfahrung lehrt, leider mit Recht!), daß auch dem anscheinend gesunden Kinde die Impfung schweren Schaden bringen könne, so bitte man zur Beruhigung des Elterngewissens den betreffenden Impfarzt,

- a) er wolle das Kind untersuchen und bescheinigen, daß es wirklich gesund sei;
- b) er wolle sich schriftlich verbürgen, daß die Impfung dem Kinde keinerlei Schaden an Leben und Gesundheit bringen werde;
- c) er wolle bestätigen, daß sein Impfstoff auch wirklich die vom Gesetz verlangten Schutzpocken seien.

Verweigert der Impfarzt die Erfüllung dieser Bitte, so mache man ihn — womöglich vor Zeugen — ganz ausdrücklich unter Hinweis auf § 17 des Impfgesetzes und §§ 222 und 230 des R.St.G.B. verantwortlich für jeden Schaden, den das Kind erleiden werde, wenn er es dennoch auf sich nehmen wolle, zur Impfung zu verschreiten.

In vielen Fällen wird der Impfarzt auf diese Wünsche überhaupt nicht eingehen, sondern einfach feststellen, daß die Impfung verweigert worden sei; auch eine Bestrafung wegen Impfverweigerung wird — wie vielfach erfolgte Verurteilungen beweisen — dadurch in den meisten Fällen nicht verhindert werden. Aber es ist eine Beruhigung für das Gewissen, wenn die Eltern gegenüber den zahllosen, entsetzlichen Impfschädigungen, auf die man bei Erlaß des Gesetzes gar nicht gefaßt war, bei aller Achtung vor dem bestehenden Gesetze alles gethan haben, was ihnen ihre heiligen Pflichten als Eltern, als Stellvertreter Gottes an ihren Kindern, nur irgendwie gebieten.

Ist man nun also nicht in der Lage, durch ein Ausschubszeugnis wenigstens vorläufig bewahrt zu werden, und ist von der Ortsbehörde bereits eine Strafverfügung zu erwarten, dann bleibt allerdings (sofern nicht das Kind etwa bereits nach § 1 „die natürlichen Blattern überstanden hat“) nichts übrig als Impfenlassen, Strafzahlen oder — Beschreitung des Rechtsweges, nämlich Anrufung der Entscheidung des Schöffengerichts u. s. w.

Um zunächst aber die vom Impfgesetze für Impfverweigerungen vorgesehene Bestrafung (bis zum Höchstbetrage von 50 Mk.) möglichst zu mildern, empfiehlt es sich, daß alle impfgegnertisch gesinnten Eltern des Ortes eine gemeinsame Eingabe an die zuständigen Behörden (Gemeindebehörde, Amtsgericht) richten, in der sie auf Grund aller gegen die Impfung sprechenden Gründe um eine möglichst niedrige Bestrafung für Impfverweigerungen bitten. Darauf wird man wohl häufig Rücksicht nehmen — wie mehrfache Erfahrungen beweisen — und darum die Strafe nicht höher als auf 1 bis 2 Mk. bemessen.

Sollte die Strafe aber wesentlich höher ausfallen, so kann gerichtliche Entscheidung beantragt werden. Wenn sich das Gericht auch nicht auf eine Prüfung der Impffrage einlassen kann, so wird es doch in den meisten Fällen die impfgegnertische Ueberzeugung zu ehren wissen und die Strafe herabsetzen.

Die Anrufung der gerichtlichen Entscheidung schützt mindestens während der Dauer des Verfahrens vor einer weiteren Bestrafung; diese Dauer kann sich bei Beschreitung aller Instanzen (Schöffengericht, sodann als Berufungs-

instanz Landgericht, endlich als Revisionsinstanz Oberlandesgericht — nicht Reichsgericht!) unter Umständen auf ein Jahr erstrecken. Mittellose können auf Grund eines Armutszeugnisses unentgeltliche Rechtspflege beanspruchen. Erfahrungsgemäß wird fast stets von seiten der Behörde innerhalb eines Jahres nur eine einzige Bestrafung erfolgen.

Wenn nun im nächsten Jahre eine erneute Aufforderung ergeht, das im Vorjahre ungeimpft gebliebene Kind nunmehr impfen zu lassen, so wird bei abermaliger Impfverweigerung meist abermals eine Strafverfügung ergehen. Jetzt wird es sich — wenn man gerichtliche Entscheidung anrufen will — nicht sowohl um die Höhe der Strafe, sondern vielmehr um die Frage handeln, ob überhaupt für denselben Fall von Impfverweigerung eine abermalige Bestrafung erfolgen darf. Es kommt hier der alte Rechtsgrundsatz: „Ne bis in idem“, d. h. „nicht zweimal für denselben Fall“ in Betracht, und es ist als sicher anzunehmen, daß der Gesetzgeber allerdings überhaupt nur eine einmalige Bestrafung für das Nichtimpfenlassen ein und desselben Kindes im Sinn gehabt hat. Das geht aus dem Wortlaute des § 14 des Impfgesetzes hervor: „Eltern, Pflegeeltern und Vormünder, deren Kinder und Pflegebefohlene ohne gesetzlichen Grund und trotz erfolgter amtlicher Aufforderung der Impfung entzogen geblieben sind, werden mit Geldstrafe bis zu 50 Mk. oder mit Haft bis zu 3 Tagen bestraft“. Der Gesetzgeber hätte, wenn er eine fortgesetzte Bestrafung gewollt hätte, sicherlich hinzufügen müssen: „werden jedesmal“, oder: „werden in jedem neuen Falle von Impfverweigerung“, oder: „werden jedes Jahr“ u. bestraft. Thatsächlich sind auch verschiedene Oberlandesgerichte dieser Anschauung beigetreten und haben zu Recht erkannt, daß, wenn ein Kind ungeimpft geblieben ist, für diese Unterlassung nur ein einziges Mal Strafe zu zahlen sei.

Für die Revaccination, welche innerhalb des Jahres, in dem die Kinder das 12. Lebensjahr zurücklegen, zu erfolgen hat, ist zu beachten, daß dieselbe nicht durch den amtlichen Impfarzt in der Schule geschehen muß, sondern daß man seine Kinder auch hier privatim impfen lassen kann. Dem Schulpfleger ist bis Ende des Jahres der Impfschein — gleichviel ob die Impfung mit oder ohne Erfolg geschehen ist — vorzuweisen. Von dieser Impfung im 12. Lebensjahre sind alle diejenigen Kinder durch das Impfgesetz nicht betroffen, welche von ihren Eltern entweder selbst oder anderweit in der Häuslichkeit unterrichtet werden.

Für das Verhalten in Hinsicht auf diese Wiederimpfung gilt im allgemeinen dasselbe, was wir von der erstmaligen Impfung gesagt haben. Ist also der Gesundheitszustand des Wiederimpflings kein normaler, so läßt man sich ärztlich bezeugen, daß das Kind „ohne Gefahr für seine Gesundheit oder für sein Leben“ nicht geimpft werden kann. Im besonderen aber ist darauf aufmerksam zu machen, daß alle Kinder, welche innerhalb der letzten fünf Jahre die natürlichen Blattern gehabt haben, von der Wiederimpfung befreit sind. Nach Ansicht bedeutender Kenner der Impffrage ist der zwischen den „echten“ Blattern und den sog. „Wind- oder Wasserpocken“ häufig gemachte Unterschied nur ein gekünstelter; es würden also auch diese „Wind- oder Wasserpocken“ als „natürliche Blattern“ im Sinne des Gesetzes anzusehen und demgemäß auf dem entsprechenden Impfbefreiungszeugnis als Befreiungsgrund anzuführen sein.

Mit der Entlassung aus der Volksschule erlischt die Pflicht zur Wiederimpfung.

Auf den höheren Schulen, auf welchen die Schüler länger als bis zum 14. Lebensjahre zubringen, wird die Impfan gelegenheit meist so gehandhabt, daß man die Verpflichtung zur Wiederimpfung stillschweigend in Vergessenheit geraten läßt, wenn der Schüler das 14. Jahr überschritten hat. Sie und da verfährt man peinlicher. In keinem Falle darf die Nicht-Revaccination des Schülers als Grund für Anwendung eines Strafmittels, wie Wegweisung von der Anstalt u. s. w., benützt werden. Daß dies nicht zulässig ist, geht klar aus den „Motiven zum Impfgesetz“ (in der offiziellen Ausgabe des Impfgesetzes von Dr. Reinhardt, Handausgabe Rgl. Sächs. Gesetze, 44. Band, S. 64) hervor, wo es heißt:

„Der gestrichene Satz lautete im Entwurfe: Zöglingen, welche der gesetzlichen Impfung entzogen geblieben sind, darf, solange die nachträgliche Bornahme nicht dargethan wird, ein Abgangszeugnis nicht erteilt werden. — Er wurde gestrichen, weil darin ein unwillkürlich ergriffenes Disziplinarmittel, das mit dem Geiste des Gesetzes nicht in Uebereinstimmung noch im Zusammenhange stehe, gefunden wurde.“

Daraus geht hervor, daß die Nicht-Revaccination selbstverständlich eist kein Grund sein kann, um den Schüler aus der Volksschule wegzuweifen. Dieser Möglichkeit steht ja schon die allgemeine Schulpflicht entgegen.

Der mythische Hintergrund der Lorelei-Sagen.

Von Friedrich Fischbach (Wiesbaden).

Wenn Deutsche bei fröhlichen Festen sich so recht gemächlich fühlen, ertönt als beliebteste Weise: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“ Heines Lied mit Silchers Melodie ist seit einem halben Jahrhundert so innig mit der deutschen Volksseele verbunden, daß nicht zu viel gesagt ist, seine Lorelei habe es uns allen „angethan“. Wir sind in ihrem Zauberbann, denn wir ahnen und fühlen, daß sie mehr als eine Phantafieschöpfung eines noch so hoch begnadeten Dichters ist. In Wahrheit ist unsere Lorelei eine Vertreterin der deutschen Naturpoesie aus urältesten Zeiten. Die erste Strophe knüpft geheimnisvoll an die Worte der Wala-Weisagung der Edda an: „Wißt ihrs zu deuten?“ Heine hat vollkommen recht, daß er ein Märchen, d. h. Kunde „aus alten Zeiten“ im Sinne hat.

In den Lehrbüchern über Literaturgeschichte muß die Stelle ausgemerzt werden, daß die Loreleisage ein Produkt der Neuzeit sei. Für die Erforschung des Ursprungs alter Sagen fehlen hier freilich die Inschriften, welche heute der exakten Geschichtsforschung zu Grunde gelegt werden. Immerhin kann aber gesagt werden, daß für unsere Lorelei die Steine reden, auf denen sie thront. An ihrem Felsblock hafteten uralte Mythen, deren Ursprung vergessen war.

Merkwürdig ist, daß die derbste Prosa heute viel lieber geglaubt wird und schnellere Verbreitung findet, als echte Poesie. In Wiesbaden, der Hauptstadt Nassau's, veröffentlichten namhafte Schriftsteller vor einigen Jahren im „Rheinischen Kurier“ so viele Deutungen des Wortes Lorelei, daß man aus der Verschiedenheit und Verwirrung der Auslegung dieses Namens spöttisch sagen durfte: „Man weiß nicht, was soll er bedeuten.“ Folgende Erklärungen standen sich gegenüber:

1. Da „lur“ bei Oberwesel die Abkürzung von „lauter“ ist, so besage Lur-lei so viel wie „lauter Lei“ oder purer Schiefer. Das klingt großartig einfach.

2. Da „luren“ lauern bedeutet, so sei Lurlei der vorspringende, auf Beute oder Scheiternde „lauernde Fels“. Unsere Lurlei gleiche daher den Sirenen oder der Sphinx der Griechen.

3. Spärliche Reste von altem Gemäuer sollen bekunden, daß hoch oben auf dem Felsstock ein Wartturm oder Lauerposten gewesen, um heranziehende Feinde oder Warnsignale zu bemerken.

4. Das gurgelnde Geräusch der Wellen entspreche dem Worte „lurlen“. Diese Deutung würde sehr viel für sich haben, insofern die Lurlei im Mittelalter der Lurlenberg genannt wird, aber es fehlt durchaus jegliches Geräusch der Wellen. Heine sagt ganz richtig: „Und ruhig fließet der Rhein.“

Gegen alle diese Deutungen ist folgendes einzuwenden:

Da viele Felsgebirge am Rhein aus purem Schiefer bestehen, so müßten noch andere Schiefergebirge den Namen Lurlei haben. Ferner müßten auch zahlreiche Lauer- oder Lug-ins-Land-Posten diesen Namen führen. Das ist aber nicht der Fall. Mit der modernen Etymologie kommen wir also nicht zum Ziel. Die Sprachwurzel von lur, lor, laur usw. muß ebenso wie die Eigenart des Felsstockes des Loreleifelsens untersucht werden. Schließlich sind alle verwandten Sagen und Mythen mit den ältesten unserer Lorelei zu vergleichen, und ist die moderne Weiterbildung zu prüfen. Das ist die zu lösende Aufgabe.

Besteigen wir in Biebrich oder Rudesheim ein stromabfahrendes Dampfboot, um das Schönste zu schauen, was Deutschland bietet, so erreicht die gehobene Stimmung den Höhepunkt, wenn es heißt: „Die Lorelei kommt in Sicht! Die Berge rücken näher und näher zusammen, sodaß der Ausweg versperrt erscheint. Der frühere Eindruck des Lieblichen erreicht den des Großartigen und Unheimlichen. In der Regel weckt ein Böllerschuß das wunderbare Echo. Heine's Lied ertönt, und oft knallen Champagnerproppen, um der wachgerufenen Lorelei für ihre Echo-Antwort zuzutrinken.

Das Echo ist also das Wesentlichste, das nicht erst in den letzten Jahrhunderten sondern seit Jahrtausenden an der Lorelei bewundert wird. Es ist notwendig, auf die verschiedene Auffassung unserer und der ältesten Zeiten hinzuweisen. Wir erfahren in der Schule die Schallgesetze, so daß uns der Widerhall nur noch an und für sich erfreut. Unsere Vorfahren personifizierten jedoch das Echo, sie nahmen an, daß Jemand zurückrufe. In der griechischen Mythe ist Echo die keusche Geliebte des Pan, des Erfinders der Hirtenflöte. Sie antwortet auf seinen Ruf, bleibt ihm aber unsichtbar. Die nordische Auffassung ist, daß die Echo-Nymphe, eben weil sie als Rufende stets unsichtbar ist, eine sie verhüllende Kappe oder Larve trage. Nun heißt aber Larve Laura oder Lora. Laren sind Unsichtbare, Verhüllte. Der Schatzkönig Laurin oder Lorin heißt der Verhüllte, weil er unsichtbar seine Feinde angreift. In den Heldenjagen Dietrichs sind solche Kämpfe besungen. Laurin ist Schatzhüter und König der Elben oder Afsen. Er trägt wie unsere Lorelei langes, über die Schultern fallendes, goldenes Haar, das über den Augen von goldenem Kämme gehalten wird. Ihn schmücken goldene Kleider und silberne Schuhe. Als besondere Auszeichnung besitzt er die wunderbaren Melodien, nämlich die allgewaltigen Zauberklänge, die als überirdische jeden bezwingen.

Es sind diese Klänge die Naturmelodie der Winde und Wellen, der sogenannte Elbeich. Auf Seeland erzählt man von einer Elfen-Melodie, welche Alt und Jung zum Tanze treibt. Der Spieler ist selbst so sehr im Banne der Melodie, daß er nicht eher endigen kann, bis er sie rückwärts spielt oder bis Jemand die Saiten der Geige durchschneidet. Diese Sagen sind Nachklänge des uralten Glaubens an Sphärenharmonien. Was man nicht erklären konnte, z. B. ein auffallend starkes Echo, geheimnisvolle Klänge in der Luft und in Höhlen, schrieb man guten Geistern oder bösen Dämonen zu, welche auch den Sterblichen die Gewalt dieser Melodien zuweilen vermachen. Erinnern wir uns nur an Orpheus, dessen Vater Eumolpos die Elfenreigen-Melodie besaß. Wie nach dem Rhythmus der Sphärenharmonie Sonne, Mond und Sterne sich bewegen, so mußten alle Menschen und Tiere, ja selbst Bäume und Felsen dem Zauber unterliegen, wenn Orpheus Leier erklang. Nachklänge haben wir in Hüons Zauberhorn, in Papagenos Glockenspiel und in den Melodien des Rattenfängers von Hameln. Je nachdem liebliche oder schreckliche Klänge bemerkbar wurden, gestaltete sich die Sage. Der Hörfelberg bei Eisenach heißt im Mittelalter mons horrifonus. Dort bildete sich die Tannhäuserlage; dort war der Eingang in den Berg, in welchem die Balandine Venus den Tannhäuser zog. Nebenbei bemerkt, ist Julius Wolfs Deutung, der Name komme von Hausen im Tannenwalde (Tannhusare) unrichtig. Im Tann wohnen oder hausen bedeutet „gestorben sein“, nämlich zwischen sechs tannenen Brettern des Sarges liegen. Das Auffallendste beim Tannhäuser ist ja das Zurückkommen aus der Unterwelt. Er war der beste Sänger, weil er dort weilte, wo die Melodien vernehmbar sind, die alle Welt bändigten. Zu wenig wurde bisher beachtet, wie sehr das In-den-Berggehen und Wiederherauskommen der Ursprung vieler Mythen und Sagen ist und ganz besonders dem nördlichen Klima entspricht. Alljährlich geht Thorr-Donnar im Herbst mit seinem Gefolge in den Berg. Dort verwahrt er den goldenen Blitz und es stehen in reichgeschmückten Hallen seine Kofse und Böcke, während er und sein Gefolge schläft. Sein roter Blitzbart wächst, bis Thorr erwacht. Die Heinzel- oder Henselmänner schürften die Gold- und Silberadern des Gesteins und tragen das Gewonnene ihm zu. Sobald der Frühling naht, verläßt Thorr mit seinem Gefolge sein Berghaus. Er bringt mit dem ersten Gewitter den Frühling und segnet die Saaten mit seinem Hammer.

Wir haben die Verwandtschaft Laurins mit der Lore oder Laura schon beleuchtet. Wo Schätze aus einem Berg gegraben wurden, und wo Höhlen also von Henselmännern (deren Rufen und Klopfen, hänselt) bewohnt wurden, nahm man auch eine Schatzhüterin an. Der Minnelänger Marner singt im 13. Jahrhundert:

„Der Zmelunge Hort lit im Zurlenberge“

Merian bestätigt, daß der Zurlenberg Marners unsere Lorelei ist.

In Griechenland heißen die alten Bergwerkshalden heute noch Laurien. Laurin steht im Gegensatz zu den Hsen- oder Lichtgöttern. Er erhält die Kostbarkeiten, die man den Toten ins Grab mitgibt und besitzt den herrlichsten Friedhofsgarten, auf welchem Rosen prangen. Die altgermanischen Grabhügel bepflanzte man mit Hage-Rosen, denn diese halten die wilden Tiere und Raubvögel ab und begünstigen dadurch das Nisten der Singvögel. In Rosen singen die Nachtigallen.

Bevor wir das Echo-Thema verlassen, sei noch erwähnt, daß auch in alter Zeit und in andern Ländern die Stellen beachtet wurden, die ein be-

sonderes Echo haben. In Olympia hieß ein Gallerie, in welche siebenmal das gerufene Wort zurückklang, Heptaphonon.

Die Gartenmauer des Simonetti'schen Landhauses bei Mailand ist durch siebenfaches Echo berühmt.

Obchon unsere Lorelei nur eine fünffache Wiedergabe des Schalles bietet, hat sie den Vorzug der schönsten Umgebung und der größten Macht des Schalles. Bernhard Möller berichtet 1570 er sei so laut, daß man glaube, beim Rufen stürze der Berggipfel herab, und bei einem Schusse dröhnt es, als reiße der Berg auseinander. Ältere Leute nehmen an, früher sei das Echo stärker als heute gewesen. Möglich ist, daß durch die an beiden Ufern angelegten Eisenbahnen eine Schwächung entstanden ist.

Große Felsmassen sind am Ufer für Straßen und im Rhein für die Schifffahrt weggeprengt. Früher war also der Rhein dort viel enger und viel gefährlicher wie heute.

Dem Etymologischen und den Parallel-Mythen sei vorausgeschickt, wie die modernen Lorelei-Lieder entstanden sind, und was aus alter Zeit in der Erinnerung geblieben:

Man muß zugeben, daß das Mythische verblaßt und verschollen war. Aber als Brentano von der Schönen aus Bacharach sang, horchte man auf und sammelte alte Erinnerungen. Die Volksseele erwachte wie aus langem Traume. Die Echostimme war ja am Felsen geblieben und lockte die Romantiker und Forscher.

Die wichtigste Quelle ist für uns der Rheinische Antiquarius von Stramberg, dem ein Herr Schreiber die Lorelei-Sage mittheilte.

„Auf hohem Felsen lockt im Abend- oder Mondscheine eine wunderschöne Jungfrau die Vorüberfahrenden. Sie bezaubert sie durch ihren Gesang, bis sie in den Wirbeln des Rheines versinken. Eine Ausnahme macht sie mit jungen Fischern, denen sie die Stellen zeigt, wo für ihre Netze ergiebigerer Fischfang ist. Der Sohn des Pfalzgrafen hörte von ihrer Schönheit und wollte sie gewinnen. Als er sie am Abhange erblickte, wand sie einen Kranz für ihre goldenen Locken und sang ihr bezauberndes Lied. Sehnsuchtsvoll aufschauend, suchte er zu landen, sprang aber in der Hast zu kurz, so daß die Wellen über ihm zusammenschlugen. Die zurückkehrenden Begleiter erhielten vom Vater des jungen Pfalzgrafen den Befehl, die Unholdin in den Rhein zu werfen. Als sie naheten, saß sie auf ihrem Felsen und spielte mit einer Bernsteinchnur. Sobald sie hörte, was man ihr androhte, warf sie den Bernstein schmuck in den Rhein und rief lachend:

Vater, geschwind, geschwind
Die weißen Rösse säick' deinem Kind!
Es will reiten auf Wogen und Wind!

Da erbrauste der Rhein, und ein Sturm durchrauste die Lüfte. Zwei mächtige Wogen bedeckten die Uferhöhen mit schäumendem Gischt. Die Wellen kamen in Gestalt von weißen Rössen und trugen die Jungfrau in den Rhein. — Als die Ritter zurückkehrten, fanden sie den totgeglaubten Sohn des Pfalzgrafen im besten Wohlsein, denn die Wellen hatten ihn ans Ufer getragen.

Prüfen wir den Inhalt, so müssen die strengsten Forscher zugeben, daß hier echte Spuren der alten Mythen vorhanden sind; denn unmöglich kann angenommen werden, ein phantasiebegabter Kopf habe diese Sage erfunden. Die nordische Poesie der Edda war vor 100 Jahren viel zu wenig bekannt, so daß von einer nachsichernden Poesie die solche echte Züge aufweist, nicht die

Rede sein kann. Der Bernstein Schmuck ist ein Attribut der Freya und Hulda. Wir sehen in der Folge, daß Hulda, Holda und Lohra verwandte Sagen haben. — Die Ballade, die Klemens Brentano 1801 dichtete, kann also nicht der Ausgangspunkt der Sage sein. Nelter ist die Fassung, daß eine Verlassene über die Berge ins Kloster geht und sich vom Felsen herabstürzt, als sie ihren Liebsten im Rahne schaut. Als Zeugen nennt die Sage drei Ritter, die sie als verschmähte Anbeter begleiten. Einer der nächsten Felsen an der Lurlei heißt der Drei-Mitter-Stein. Das Echo suchte der Dichter in den Reimen zu verwerten:

„Und die liebenden Drei, sie vernahmen den Hall
Des letzten Kuß um die Klüfte,
Und wunderbar lockt sie der Wasserichwall
Hinab in der rauschenden Grüfte.
Die treue Liebe geht bis in den Tod;
Der endet die Qualen und jegliche Not.
Er endet auch unsere Qualen,
Ja Qualen — Qualen — Qualen!“

Die zu breit gesponnene Dichtung Brentanos hat 26 Strophen. Entzückt auch manche Stelle, z. B. daß der hochwürdige Bischof dem Zauber der schönen Heye von Bacharach unterliegt und sie deshalb nicht verbrennen, sondern in ein Kloster führen läßt, so fehlt doch das Mythische der Naturpoesie. Heines Lied hingegen giebt der Phantasie weitesten Spielraum und weckt stets verwandte Klänge. Werden dem ungezogenen Lieblich der Musen auch da dort noch Denkmale verweigert, so besitzt er doch in dem stets für ihn sprechenden Felsstock bei St. Goar das erhabenste und stolzeste.

Von den an der Lurlei gesammelten Sagen sind noch folgende bemerkenswert:

„Ein Fischermädchen stürzte sich aus Gram über die Untreue ihres Bräutigams in den Rhein. Sie ist dort an einen Felsen gebannt und singt den nahenden Schiffern ein bethörendes Lied, während sie ihr flachsenes Haar mit goldenem Kamme strahlt. Sie steht hoch oben auf dem Felsen mit fliegendem Schleier, wehenden Locken und winkenden Armen. Wer sie erreichen will, den führt sie zurückweichend auf gefährliche Klippen, von denen er abstürzt.“

In der Verchristlichung des Mittelalters wird unsere Lore ausnahmsweise eine fromme Jungfrau, die vom Teufel bedrängt wird. Ähnlich wie Perseus die Andromeda, rettet St. Georg die von einem liebevollen Teufel Bedrängte, indem er den Teufel so fest an den Felsen drückt, daß man angeblich dort noch heute seinen Abdruck und die Spuren seiner Krallen schauen kann.

Minder fromm ist die Sage, der Teufel habe den zu engen Rheinpaß durch Wegschieben der Felsgebirge erweitern wollen. Da habe ihn die Lore durch ihren Gesang gebannt und zur Liebe entflammt. Des Teufels Abbild sei mitsamt Schweiß und Krallen in den Felsen eingebrannt. Diese rauchende Höllenglut der Liebe war selbst dem Leibhaftigen so ungemütlich, daß er davonrannte und seit jener Zeit sich hütet, dem Fels der Lore sich zu nähern.

Zu den allgemeinen Lohre- oder Lohra-Erwähnungen übergehend, ist wohl die wichtigste in den Zusätzen Otlons vita Bonifacii zu finden.

Diese Stelle lautet:

»Eodem tempore alia confregit idola sanctus, Lohram et Jecham a quibus hodie arx Lohre in Haynensibus montanis et Jechaburgum.«

(Zur selben Zeit zerstörte der Heilige die anderen Idole der Lohra und Zecha, dort wo heute die Lohra-Burg und Zecha-Burg in den von Bergen umgebenen Hainen steht.) Diese Lohra-Burg stand an der Leerbach bei Bensberg, wo die Eichenburg, asciburgium des Tacitus, anzunehmen ist.

In Maria-Loarch wurde eine Jungfrau von einem Räuber befreit, als ihr Geliebter dort den steilen Berg herauftritt. Beim schwäbischen Kloster Lorch ist ein Venusberg. Eine Burg Lohra liegt an der Wipper im Kreise Erfurt. Dort wird Lohra als Göttin der Liebe gedeutet.

In Paris heißen die, einen ungebundenen Lebenswandel führenden Mädchen „Loretten“. Die Deutung, daß sie in der Nähe von St. Lorette wohnen, ist ungenügend. Als Verführende und Verlockende gehören sie zu den Loren oder Ver-lorenen, die nur durch echte Liebe oder durch die Ehe erlöst werden können.

In Schwaben ist in einem Laurentthal die Sage, daß eine Laura dort ihren toten Geliebten beweine; ihr Schloß sei verbrannt, der Rodensteiner oder wilde Jäger sei ihr Vater.

In Speier gab es 1339 ein Haus Lurlenberg und einen Ritter Gogo, Dictus Lorlenberg.

Die alte Burg Nassau soll von einem Grafen von Lurlenberg erbaut sein. Ein Hirsch habe ihn auf der Jagd bis zu einer fast unzugänglichen Stelle gelockt. In dieser ältesten Stammburg und auch in Dillenburg erscheint bei Sterbefällen des fürstlichen Geschlechtes die weiße Frau Laura oder Holba.

Prüfen wir aus weiteren Bezirken zwei Sagen, so erhellt aus deren Verschiedenheit, daß nicht ein Nacherzählen oder Wandern der einen Ursprungssage anzunehmen ist, sondern daß die Wurzel in altgermanischen Mythen gesucht werden muß:

Die böhmische Liebesgöttin Libussa hat ihren Sitz hoch oben auf der Burg Libin, die auf jäh abfallendem Felsen an der Moldau gebaut ist. Durch ihre Schönheit lockte sie viele Jünglinge und stürzte sie schließlich, ähnlich wie die griechische Sphinx, vom Felsen in die Moldau, damit sie nicht von ihrem Liebesglück erzählen.

Die Sage meldet, Libussa sei oft von ihrer Burg zum Baden herabgekommen; tief auf dem Wassergrunde sei ihr Bett. Schaue man zu lange in die Flut, so werde man, ähnlich wie Goethe's Fischer, von der himmlischen Schönheit der Nymphe berückt, hinabgezogen. Da den Flußdämonen in alten Zeiten jährlich Menschen geopfert wurden, so holt nach dem Volksglauben die gekränkte Flußgöttin heimtückisch das ihr durch das Christentum verweigerte Jahresopfer. Die bei Wissehrad in der Moldau Ertrunkenen nennt man „Libussas Opfer“. Die Sanskrit-Wurzel li bedeutet Anschmiegen. Libin ist der Liebeshof der Göttin der Liebe „Libussa“.

Eine merkwürdige Verwandtschaft hat folgende litauische Sage mit unserer rheinischen Lorelei-Sage. Wahrscheinlich ist sie die ältere.

Auf einem großen Felsen in der Düne saß ein Dämon Tag und Nacht und kämte mit goldenem Kamme seine langen Haare. Nahte ein Boot, so zertrümmerte er es und tötete die Insassen. Der Berg- und Gewittergott Perun oder Perkun wollte den Dämon strafen. Dieser sprang aber bei seinem Nahen stets ins Wasser, wo ihn die Blitze nicht erreichten. Perun überredete einen Fischer, er möge ihn als Gefährten mitnehmen, damit er in einem Kahn anstatt in der Wetterwolke den Dämon erreiche. Zu spät merkte der Dämon die List. Vergeblich suchte er durch giftigen Atem den Donner-

gott zu betäuben; er erlag bald den Blitzen, die sein Haupt und seine Brust trafen. Der mutige Fischer wurde reich belohnt.

Wie kommt es, daß ein Mann hier die Lorelei ersetzt? Wer ist dieser Dämon? Ich nehme Luarin an, der auch in der Verwandlung als gift-hauchender Drache Schätze behütet, und die Menschen gern in sein unterirdisches Reich hinabzieht.

Wir werden in der Folge sehen, daß die Rolandsagen von Spanien und Italien bis nach Island verbreitet waren. Ähnlich verhält es sich mit den Sagen und Märchen von schätzehütenden Jungfrauen, Drachen zc. Sollen wir angenehmen, dieselben seien auf langen, weiten Wanderungen durch stetiges freies Nacherzählen umgemodelt worden? Richtiger ist, daß das Lokalkolorit sich änderte, und daß dort, wo die Mythen schneller verblaßten und durch einen neuen Kultus energischer verdrängt wurden, nur geringere Bruchstücke blieben. Die unter den Karolingern ausgewanderten Deutschen brachten ihren Heimat-Kultus nach dem Norden und Osten. Dort finden wir vielfach wieder, was uraltes Erzeugnis „unserer“ Naturpoesie ist. Ohne gemeinsamen Kultus ist es nicht denkbar, daß beliebige Erzählungen, die nicht in ihm wurzeln, längere Dauer haben.

L. Bechstein bezeichnet unsere Lorelei als eine zu erlösende Jungfrau. Somit gehört sie auch in den großen Kreis der Märchenfeen, welche als Lauren, Luren und Lorinnen Schätze bewachen. Dr. Ludwig Leistner hat in seinem Werke „Das Rätsel der Sphinx“ die Beweise scharfsinnig beigebracht, daß sie Beziehungen zu unseren Träumen haben. Da böse und gute Träume die Menschen schon beeinflussten, bevor die Naturmythen ihre poetische Gestaltung empfangen, so ist es nicht überflüssig, auch diese entlegenste und dunkelste, aber aus eigener Erfahrung uns wohlbekannte Ursprungsquelle vieler Sagen zu berücksichtigen.

Es giebt nichts Wunderbareres, als das, was wir träumen. Das Unmöglichste erscheint leichte Arbeit. Vergangenes ist gegenwärtig, Entferntes uns nahe. So lange noch der Glaube herrschte, die Träume kämen von einer außer uns befindlichen persönlichen Macht, die uns schädigen oder beglücken wolle, war ihr Einfluß auf den einzelnen ungemein groß und verhängnisvoll.

Fassen wir die bekannten Erscheinungen des Abdrückens ins Auge: Nicht ein Berg (Alpe) bedrückt im Traum die Brust, sondern ein Alb, ein Dämon will uns als Schlange, Wolf oder Drache ersticken. Haben wir Anfangs Liebliches, Glückliches geträumt, so verwandelt es sich durch den Alb ins Gegenteilige oder Schreckliche. Schöne Musik geht in Geheul und Donner über, holde Jungfrauen werden Schlangen, oder sind von Schlangen, Wölfen und Drachen behütet. Faßt beim Erwachen die Hand einen Strohhalm, eine Bettfeder, Asche oder ein Stück Holz, so hatte sich die kostbare Habe in Nichtiges verwandelt. Daß schreckliche Träume sogar eine Wohlthat sind, um einen ungesunden Zustand aufzuheben, ist zu wenig gewürdigt. Um Erkältungen vorzubeugen, träumt der Bloßliegende von heraufziehendem Gewitter, bis Blitz und Donnerschlag ihn aus dem Traume wecken. Die Phantasie holt das Schrecklichste herbei, damit der Schläfer geweckt werde. Dieses spiegelt sich in alten Sagen. Wie Hunde schnappen die Hälfte der Scylla nach Odysseus, und die Felsen nach den Argonauten. Von Hugberta heißt es, daß sie bald als Zwergin, bald so riesengroß erscheine, daß sie die Thäler von einer Berg-

kuppe zur andern überschreitet. Sie zieht den Himmel herab und löscht die Sterne aus.

Indem man solche Phantasien als Wunder oder Göttliches festhielt und dem Dämon zuschrieb, der das Stöhnen des vom Mahr oder dem Alb Gedrückten verursachte, wurde das Spukhafte, zumal im Mittelalter, sehr bereichert.

Umgekehrt spielten liebliche Sagen in schönen Träumen eine Rolle, wodurch ebenfalls Bereicherungen der Sagen entstanden, da man sie als wirkliche Begebnisse weitererzählte. Einige Beispiele seien willkommen:

An einem Brunnlein an der Scherzach erschien eine weißgekleidete Laura. Sie trug ein Schlüsselbund und einen Wasserkrug und sprach beim Schöpfen: „Ich muß ein Bäumlein tränken, bis es erstarbt ist. Dieser Baum wird gefällt zu einer Wiege verarbeitet. Das darin aufwachsende Kind soll mich durch Gottes Gnade erlösen. Ist es zu feig, so muß ich wieder eine Eichel pflanzen, aus deren Holz später die Wiege meines zukünftigen Erlösers gezimmert wird.“

In der Nähe von Schlier und Kislach ist ein Lauren- oder Lurenthal, wo Fräulein Laura als schneeweiße Gestalt von einem Kinde im Winter erblickt wurde. Es berichtete, es habe plötzlich warme Luft verspürt und ringsherum habe alles gegrünt und geblüht wie im Mai.

Da diese Laurensagen und besonders die vom plötzlichen Erscheinen schöner Jungfrauen weit verbreitet sind, so ist es begreiflich, daß Kinder sich solche Erscheinungen so sehnsuchtsvoll wünschen, bis sie davon träumen. Die Visionen der Jungfrau von Orleans und die Muttergottes-Erscheinungen von Lourdes sind darauf zurückzuführen. Sowohl Orleans wie Lourdes lassen auf uralten Lora-Kultus schließen.

Ein besonderes Kennzeichen der Luren, Loren oder Lauras ist, wie bei unserer Lorelei und Luarin das reiche goldene Haar. Viele Sagen melden, daß die durch echte Liebe erlösten Loren ihr Glück einbüßten, d. h. in die Unterwelt zurück mußten, sobald sie ihr Haar verloren. „Behüte Gott Deine goldenen Haare!“ ist ein alter Warnruf. Ein Abschneiden der Haare bedeutet Verlust der Kraft und Knechtschaft. Simson (wörtlich übersetzt „Sohn der Sonne“) verliert ebenso seine Kraft wie die Sonne, wenn sie keine Strahlen hat. Loki raubt der Erntegöttin Sif, der Gemahlin Thors, die goldenen Haare, muß ihr aber für den Nachsommer neue von purem Golde zum Ersatz geben, welche die Jngvaldi, d. h. die feuerwaltenden Zwerge anfertigen.

Die meisten Schatzsucherinnen besitzen die blaue Blume. Diese öffnet die Berge und Truhen, in welchen Schätze verborgen. Verliert der Glückliche die blaue Blume oder läßt er sie in der Eile liegen, so ruft die Jungfrau als Warnung: „Vergiß das Beste nicht!“ Verstößt er den Ruf nicht, so schlägt das Felsenthor hinter ihm zu, und die Wiederkehr ist verloren.

Die von den Romantikern so oft besungene blaue Blume, die zugleich Schlüsselgewalt hat, konnte nicht auf irdischen Fluren gefunden werden, denn sie bedeutet den bläulichen Blitz. Thor befreit im Hochsommer, wenn der Drache der Hitze die Erde ausdörret, seine bedrängte Gemahlin Sif. Indem er mit dem Blitz den Unhold erschlägt, öffnet er zugleich mit dieser blauen Blume die Wolfenschleusen des Himmels, die den Erntesegeten retten und mehren.

Dr. Seyberth nimmt ebenfalls an, daß die Schlüsselträgerin Laura als Hüterin des Goldschatzes zu Thor Beziehungen habe; ruht doch die goldene Blitzblume als Kostbarstes im Berge.

Wie uralte die Blitzblume als Attribut der Göttlichkeit ist, beweist die Zeichnung auf einer altgriechischen Vase; Zeus reicht der in den Kreis der Götter aufzunehmenden Semele die Blitzblume.

Ein aus römischer Zeit stammender Neon, der bei Frankfurt a. M. gefunden wurde, hat einen Schlüssel in der Hand, also das Attribut des Wolkenöffners Thor. In der nordischen Mythologie ist Lora eine Tochter Thors.

Wir kommen nun zum Etymologischen. Auf diesem schwankendem Grunde können wir weniger mit den Sprachwurzeln an und für sich zum Ziele kommen, als daß wir uns auf besondere Einzelforschungen der Autoritäten stützen. Es ist merkwürdig und bedauerlich, daß das beste Hilfsbuch (das von Kluge) uns in der Regel gerade bei denjenigen Worten im Stiche läßt, die in allerfernster Vorzeit mit dem Kultus (z. B. des Feuers und mit dem Dämonenglauben) zusammenhängen. Erst wenn das Wesen des Animismus und die Entwicklung des Feuer- und Licht-Kultus sprachlich besser ergründet ist, kann die vergleichende Mythologie Richtigeres finden.

Nach Jakob Grimm bedeutet laur, lor, lur, lar, ler, lir, sowohl klingen wie täuschen. In Kopenhagen nennt man die alten Bronzetrompeten Lauren. Im Volke sagt man, wenn auch selten, loren für schreien. Lörke ist eine rufende Unke. Unsere Lerche verdankt ihren Namen der Stammsilbe ler. Der Meergott Negir hat den Beinamen Ler. In Westfalen heißt das Rauichen des Baches lurmen. Im Althochdeutschen bedeutet ein Lörlein ein Spaßmacher, der durch närrisches Betragen die Leute anlockt. Nach Manhard heißen die Zauberzwerge im Gefolge Luarins Lauringe, Luringe und Elsen und Ilfen. Der Sohn Luarins heißt Ilfing. Das Schnelle, Hurtige und Täuschende der in den Klüften Wohnenden und Schaffenden ist in diesen Namen ausgedrückt.

Alles das genügt, um die profaische Annahme zurückzuweisen, lur in Lurlei bedeute nur lauter oder purer Lei.

Insofern die griechischen Mythen in allen Ländern bekannt sind, wird der Besuch der Lorelei in der Folge noch bedeutend wachsen; denn es glückte der Nachweis, daß dort die Pflanzen anzunehmen sind, durch welche die Argonauten fuhren. Nachdem sie Scylla und Charybdis am Binger-Loch passierten, kamen sie zur Lorelei, wo die Felsen gleichsam zusammenschlagen.

Dort fuhr die Argo durch das Thor, das Unberufene von den göttlichen Gefilden des Helios fern halten soll. Das zweite Thor liegt am Siebengebirge, nämlich das der Symplejaden.

Wir werden die Beweise demnächst sehr ausführlich bringen, denn selbst Schliemanns große Entdeckungen werden durch den Nachweis verdunkelt, daß die Griechen ihre Kultur auf der alt-germanischen aufbauten.

Wie viel würde unser Vater Rhein einbüßen, wenn ihm die Lorelei- und Roland-Sagen fehlten? Der Zug der Touristen wäre gewiß ein geringer.

Unser modernes Staatswesen mit hochwohlwöblicher Polizei, Anmelde- und Einschätzungs-Behörden, verlangt kategorisch die genauesten Angaben. Eine verlockende Schöne, welche die Hotels am Rhein bevölkert, muß in Bezug auf Herkunft, Alter, Gewerbe oder Beruf usw. genau gebucht sein. Es geht nicht an, sich wie Lots Frau versteinern zu lassen, denn ihr Zauber ist täglich wirksam.

Von allen landschaftlichen Darstellungen hat die von Kaspar Scheuren den Vorzug der Stimmung. Beim Richard Wagners „Rheingold“ oder Max

Bruchs Vorspiel zur „Lorelei“ ertönt, wünsche ich diese Dekoration. Möge die moderne Kultur mit prosaischen Bauten nicht zu nah an den Felsen rücken. Das Verbot wurde sehr begrüßt, als jüngst eine Fabrik am Fuße der Lorelei entstehen sollte. Die Rheintöchter fliehen die Stellen, wo die Maschinen pusten und die Luft verqualmt wird. Die Echo-Nymphe wob sich ihr Sallengewand in stiller, steinerner Einsamkeit. Griechenland und Italien bieten uns nichts Schöneres. Solche Güter sind die kostbarsten der Nation, weil sie unerseßlich sind. Drum heißt es auch hier: „D rühret nicht daran!“ Neußeres Schauen ohne inneres Mitempfinden der Seele hat geringen Wert. Die Phantasie ist die beglückende Göttin, welche Steine in Gold verwandelt.

Wenn in der Dämmerung von lieblichen Kinderstimmen Silchers Lorelei-Melodie ertönt, taucht der vom Abendlicht umflossene, rheinumpülte Fels in unserer Phantasie auf. Dann weckt die schöne Echo-Nymphe und Schahhüterin in unserer Seele das Edelste und Theuerste, nämlich den Nibelungenhort der Kindheitsfreuden.

In diesem Zauberbanne fühlen wir:

„Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan!“

Astronomische Berechnungen.

Wieviel wiegt unsere Erde?

Antwort: Nahezu 300000 Millionen Centner oder genauer 14 Billionen 574450 Millionen Kilogramm.

Wie hat man dies gefunden?

Sehr einfach: Man hat die Erde gewogen, sagen wir, mit einer Art Dezimalwaage.

Aber das ist ja nicht möglich!

In dem Sinne, wie man das Wort wiegen gewöhnlich nimmt gewiß nicht, aber in einem allgemeineren obschon durchaus konsequenten Sinne, wie wir gleich zeigen werden.

Zunächst aber wollen wir uns darüber klar werden, was wir unter Gewicht verstehen.

Legen wir einen großen und kleinen Körper von demselben Stoffe nacheinander auf meine Handfläche, so fühle ich im ersten Falle einen stärkeren Druck als im zweiten. Hätte ich keine Empfindungsnerven, so würde ich allerdings von dem Drucke nichts spüren: vorhanden ist er aber doch, wenn ich beide Körper nacheinander auf eine Platte bringe, welche auf einer Spiralfeder ruht, so wird letztere zusammengepreßt und zwar durch den größeren Körper stärker, als durch den kleineren.

Es ist also zweifellos: Ein jeder Körper erzeugt auf seine Unterlage einen Druck, welcher von der Größe des Körpers abhängt.

Wenn ich ferner zwei gleich große Würfel aus Holz und Eisen anfertige, so wird derjenige aus Eisen stärkeren Druck auf seine Unterlage ausüben, als derjenige aus Holz. Dieser Druck auf die Unterlage ist also nicht nur von der Größe des Körpers abhängig, sondern auch von dem Stoffe, aus welchem derselbe besteht.

Diesen Druck nun, den ein jeder Körper auf seiner Unterlage erzeugt, nennt man das Gewicht des Körpers. Im besonderen bezeichnet man den

Druck, den ein Kubikdezimeter reinen Wassers auf seiner Unterlage hervorbringt, mit dem Ausdruck Kilogramm und läßt man diesen Druck auf eine Feder wirken, so wird man jedem Körper, der diese Feder gleich stark zusammendrücken vermag, sei er nun aus Eisen, Holz oder sonst welchem Stoff, ebenfalls das Gewicht eines Kilogramms beimesen. Drückt er die Feder aber stärker zusammen, so wird er so viel Kilogramm wiegen als man aus ihm einzelne Körper vom Gewicht je eines Kilogramms herstellen kann.

Welches ist nun die Ursache dieses Drucks, den jeder Körper auf seine Unterlage ausübt? Wir erhalten die Antwort auf diese Frage, sobald wir dem Körper die Unterlage entziehen. Was geschieht dann? Er fällt, d. h. er bewegt sich nach dem Mittelpunkte der Erde hin. Und warum thut er dies? Weil er von der Erde angezogen wird.

Diese Anziehungskraft der Erde, derzufolge alle beweglichen Dinge und wir selbst an der Oberfläche derselben festgehalten werden, ist nun keineswegs etwas der Erde Eigentümliches. Durchaus nicht. Diese Anziehungskraft übt jeder Körper im Weltenraum auf jeden andern aus: die Sonne auf die Erde, diese auf den Mond, dieser aber auch wieder auf die Erde (wodurch z. B. die Erscheinung der Jahreszeiten, Ebbe und Flut, ihre Erklärung findet). Ja, diese Anziehungskraft übt auch jeder Körper auf, oder an der Erde, auf jeden andern, und natürlich auf die Erde selbst aus. Fällt also ein Körper, so bewegt er sich nicht allein nach der Erde zu, sondern die Erde fällt, bewegt sich streng genommen auch nach ihm hin, nur mit unmeßbar kleiner Geschwindigkeit.

Je größer nämlich der anziehende Körper ist, desto größer ist die Geschwindigkeit, die dem angezogenen Körper erteilt wird.

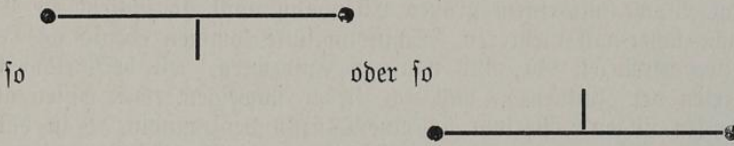
Hierauf beruht die Methode, durch welche es gelungen ist, das Gewicht der Erde zu bestimmen, d. h. eine Anzahl von Kilogrammen, aus denen man sich die Erde zusammengesetzt denken kann. Wenn man nämlich die Geschwindigkeit bestimmen könnte, welche irgend ein andrer Körper, etwa ein großer Berg auf einen kleinen Körper, z. B. eine hölzerne Kugel ausübte, indem diese von jenem angezogen würde, dann könnte man das Gewicht der Erde durch ein einfaches Regelbetri Exempel bestimmen.

Die Sache hat nun aber einen Haken. Denn wir wissen alle, daß die Holzkugel, wenn wir sie in der Nähe eines noch so großen Berges fallen lassen, nicht nach dem Berg hin fällt, oder sich bewegt, sondern nach der Erde hin. Die Ursache liegt klar auf der Hand: die vieltausendmal größere Anziehungskraft der Erde überwiegt und die Anziehungskraft des Berges erzeugt im günstigsten Falle nur eine ganz geringe Abweichung der Fallrichtung nach dem Berge hin.

Dennoch ist es gelungen, durch genaue Messung dieser Abweichung einen Schluß auf das Gewicht der Erde zu ziehen, und das Ergebnis stimmt gut mit demjenigen genauerer Methoden überein. Der Berg Schallien in Schottland besteht durchweg aus gleichmäßigem Gestein, so daß sein Gewicht zu berechnen, keine Schwierigkeit machte. Man hing nun in seiner Nähe an feinen Fäden kleine Kugeln auf und maß genau die Abweichung dieser Fäden von der senkrechten Richtung. Das Gewicht des Berges war bekannt, die verschiedene Stärke, mit welcher Berg und Erde auf das Lot einwirkten, war aus dem Faden zu ersehen, — so konnte ein Schluß auf das Gewicht der Erde mit Leichtigkeit gemacht werden.

Weit genauere Methoden aber wurden erst möglich, als man verstanden hatte, die Einwirkung der Erde ganz aufzuheben, und zwar geschieht dies durch eine Einrichtung, die man so recht als Ei des Kolumbus bezeichnen kann. Man kann nämlich die Versuche anstatt mit einem ganz frei fallenden Körper, auch mit einem an einem Faden hängenden Körper anstellen, den man gewöhnlich mit dem Namen Pendel bezeichnet. Bringt man ein solches Pendel aus einer senkrechten Lage heraus, so beschreibt es einen Weg, der es in seine senkrechte Lage zurück bringt. Infolge des allen Körpern eigenen Beharrungsvermögens, schießt es über diese tiefste Lage hinaus, und das Spiel wiederholt sich, bis endlich infolge des Widerstandes der Luft das Pendel zur Ruhe gelangt. Auch hier ist nun die Geschwindigkeit der Bewegung um so größer, je größer die anziehende Masse ist, und wenn es gelingt, eine Pendelbewegung unter dem Einfluß eines bekannten Körpers allein unter Wegfall des Einflusses der Erde zu beobachten — dann ist auch Erdgewicht bekannt.

Es gelingt dies nun in überraschend einfacher Weise dadurch, daß man zwei gleich große Kugeln an den Enden eines wagrechten Stabes befestigt, der in der Mitte aufgehängt ist, oder, wie eine Magnetnadel, auf einer Nadelspitze balanciert:



Die Erde wirkt auf diese beiden Kugeln mit gleicher Stärke und ihre Anziehungskraft wird durch den Widerstand, den die Befestigungsstelle in der Mitte bietet, aufgehoben. Bringt man aber dieses Pendel in die Nähe eines großen Körpers von bekanntem Gewicht, so wird durch denselben eine Anziehung auf die Kugeln und, wenn man letztere in seitlicher Bewegung versetzt, eine Pendelbewegung erzeugt. Diese läßt sich aber genau beobachten, man kann Schwingungsdauer und Geschwindigkeit der Kugeln bestimmen, bezw. berechnen, und so durch einen Regeldetri-Aussatz zum Gewicht der Erde gelangen.

Auf die Weise hat man also das Gewicht unsrer Erde thatächlich gefunden. Das Resultat gaben wir bereits im Anfang an, und zum Beweis, daß es sich bei dieser Sache nicht bloß um eine tote Zahl handelt, mit der man weiter nichts anfangen kann, wollen wir nur durch ein Beispiel zeigen, welche interessante Folgerungen man an diese Rechnung knüpfen kann.

Da man nämlich durch genaue Messungen auch den Rauminhalt der Erde festgestellt, bezw. berechnet hat — derselbe beträgt beiläufig 2650 Millionen Kubikmeilen — so lag es nahe zu fragen, wie vielmal schwerer denn die Erde im Durchschnitt sei, als ein bekannter Stoff, z. B. Wasser. Da hat man dann das überraschende Ergebnis gefunden, daß die Erde im Durchschnitt ein viel höheres Gewicht besitzt, als die Hauptmasse der Stoffe an der Oberfläche der Erde vermuten läßt. Die Erde wiegt nämlich fast so viel, als ob sie durch und durch aus Zink bestände, und es folgt hieraus, daß sich im Inneren der Erde jedenfalls sehr viel schwere Metalle befinden müssen, worauf auch andre Thatfachen hinweisen.

Wie es mit dem Gewicht anderer Himmelskörper beschaffen ist und wiewiel z. B. ein Kilogramm nach irdischem Maße gemessen, auf dem Monde oder der Sonne wiegt, das wollen wir ein andres Mal untersuchen.

Klatsch!

Der „Hannov. Anzeiger“ bringt folgenden vorzüglichen Artikel über den Klatsch, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten möchten, da die Auslassungen nicht nur für Hannover, sondern für jeden Ort passen.

Es ist etwas Greuliches um den Klatsch. Wie oft und wie viel ist darüber schon geschrieben worden. Alle Waffen der Satire sind hervorgeholt worden, um diesem elenden schleichenden Uebel, das sich wie Vitriol durch alles durchfrißt, zu Leibe zu gehen. Dickbändige Romane sind erschienen, in denen die alten Klatschbasen beiderlei Geschlechts gezeichnet worden sind. Theaterstücke haben sich gegen diese unangenehme Zugabe des menschlichen Charakters gewendet; es nützt alles nichts, es wird fortgeklatscht.

Und es ist mit dem Klatsch wie mit allen anderen Dingen, er erscheint selten vereinzelt. Ich habe schon an anderer Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß das Leben aus Serien besteht. Regnet es, so regnet es sieben Wochen hintereinander. Fängt die Sache trocken an, so bleibt die Serie der ewigen Sonnen am Himmel stehen, Kommt am Roulettetisch oder beim trente e qualraute rot, so kommt immer rot, im umgekehrten Falle immer schwarz. Beginnt die Woche mit einem großen Eisenbahnunfall, so schließt die Chronik dieser Woche sicher mit mehreren. Schiffsunglücke kommen ebenso wie Feuersbrünste selten vereinzelt vor, und von den Epidemien, wie beispielsweise von dem Auftreten der Influenza, will ich lieber schweigen, wir wissen alle ein Lied davon zu singen. Verlobt sich eine Tanzstundenfreundin, so ist bald das ganze Tanzfränzchen verlobt, geht eine Verlobung zurück, so folgen die anderen bald nach — Serien nichts als Serien.

Und augenblicklich scheinen wir uns in der Serie des Altweiberklatsches zu befinden.

Vor nicht ganz drei Wochen waren die haarsträubendsten Gerüchte verbreitet, die uns einen Sternbergprozeß im großen Stile verhießen. In der ungeniertesten Weise wurden die Namen von ehrenwerten Leuten einfach durch den Noth geschleift. An allen Stammtischen, in allen Kaffees und Restaurants, in allen Familien wurde binnen vierundzwanzig Stunden die interessante Neuigkeit verhackstückt. Verhaftungen waren schon vorgenommen worden, so erzählte man; der Eine hatte sich schon erhängt, der Andere erschossen, ein Dritter hatte Gift genommen — die Klatschsucht feierte Orgien.

Und was war an alledem wahr? Nichts, nicht ein Tittelchen! Vergebens zeigten sich die Betreffenden auf den Straßen, macht nichts, sie waren doch verhaftet gewesen und gegen fabelhafte Summen, die sie als Kaution gestellt hatten, erst wieder frei gelassen. Vergebens versicherten die Kriminalbeamten auf Anfragen, daß absolut kein wahres Wort an der Geschichte wäre: aha, sagten die ganz Klugen, es soll vertuscht werden. Vergebens bemühten sich Freunde der Betreffenden, zu erklären, daß dies alles elender Klatsch sei; die Antwort war: Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Mit irgend solch einem Sprichwort hilft sich die niederträchtige Gesinnung nämlich immer. Hier wispert Einer, dort flüstert ein Anderer. Ein sehr Vorsichtiger zwinkerte verständnisvoll mit den Augen, meinte aber: ich habe nichts gesagt.

Und dabei hat unser großer Goethe, den wir ja immer im Munde führen, nur um zu beweisen, daß wir unsern Goethe meisterlich auswendig gelernt haben — nicht, um uns darnach zu richten, — schon vor beinahe hundert Jahren gesagt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

Kurze Zeit darauf ging eine zweite Klatschpetarde auf.

Fünf oder sechs große Häuser wurden pleite gemeldet.

Diesmal war man etwas vorsichtiger geworden. Denn eines der Opfer des ersterwähnten Klatsches hatte gegen einen der Verleumder Strafantrag gestellt, das hatte etwas gefruchtet.

Es muß entschieden Menschen geben, die sich ungeheuer wichtig vornehmen, wenn sie irgend eine Sensationsente aufschwirren lassen können.

Kommt so ein Hanswurst, so ein Schwäzer, in die Kneipe und legt los: Kinder, habt Ihr schon gehört? Es riecht nach großen Pleiten in der Stadt!

Ach, wer denn?

Ich werde mich wohl hüten, Namen zu nennen, aber ich weiß es positiv! Und er reibt sich die Hände.

So?

Keiner fragt.

Der Hanswurst wird nervös.

Andeutungen könnte ich vielleicht machen!

Aha! sagt ein Anderer. Ich sage kein Wort!

Nun geht's los. Man kombiniert, man spintifiziert.

Jetzt weiß ich's! bemerkte Einer, der die Weisheit mit Löffeln gegessen hat.

Um, sagt ein Anderer, ich habe auch schon davon gehört, er hat große Verluste gehabt.

Ach, Sie meinen — so — ja — es sollen ja drei Millionen sein!

Am Nebentisch hat ein Neugieriger zugehört, er geht fort, um die große Mär zu verbreiten, daß eine Dreimillionen-Pleite in Sicht ist.

Am Abend des Tages weiß die ganze Stadt, daß die Firma so und so Pleite ist, daß Dieser und Jener dicht vor dem Bankerott steht, und daß fünf bis sechs andere große Firmen in Liquidation treten.

Aber der Schwäzer hat keinen Namen genannt; was kann er dafür, daß die Zuhörer gerade auf eine bestimmte Firma verfallen. Ja, ja!

„Die Verleumdung, sie ist ein Lüftchen“, so beginnt die „Calumnia“.

Und die Betreffenden wissen kein Wort davon, daß sie in aller Leute Mund sind. Wehe solcher Firma, wenn sie nicht feststeht; sie kann unter Umständen davon kaput gehen, und der Schwäzer steht am Ende noch gerechtfertigt da, reibt sich die Hände und sagt: Ich war der Erste, der es gewußt und vorher gesagt hat.

Zum Teufel mit solchem Schubbejack, man sollte ihn ohrfeigen!

Doch auch dieses Gequatsch verstummt schließlich, besonders, wenn sich eben herausstellt, daß die Dhrenbläser mal wieder blauen Wind gemacht haben. Da plötzlich, man sitzt ruhig und liest seine Zeitung, denkt an nichts Böses, trala, geht's wieder los.

Die Sparkasse ist in Schwierigkeiten.

Welche Sparkasse?

Na, die in der Landschaftstraße.

Wissen Sie's genau?

Ganz bestimmt.

Auf nach Valencia! Ich rette mein Geld! Und der Andere eilt fort um sein Buch zu holen und seine Einlagen abzuheben.

Schnell telephonierte er nach seinem Schwager.

Du, hole Dein Geld aus der Landschaftsstraße.

Was ist denn los?

Ach, die sind bei Terlinden beteiligt, oder so was, aber sag's nicht weiter, wenigstens nicht eher, als Du Dein Geld hast. Schluß!

In der Stadt entsteht eine schreckliche Aufregung. Die Botenfrauen tragen diese in die Umgebung, die Landbevölkerung stürmt in die Stadt.

Der Ruin ist fertig.

Wieder ist nicht ein wahres Wort an der Geschichte, aber die Ohrenbläser, die Blinzler, die Geschichtenträger, mit einem Wort: die alten Klatschweiber, haben wieder mal ihr Vergnügen gehabt.

Denn es giebt wirklich Leute, deren größte Freude, die Schadenfreude ist; es giebt wirklich Menschen, ja sie müssen vorhanden sein, die nicht ordentlich verdauen, wenn sie nicht zum Frühstück oder Abendbrot ein paar gute Namen ihrer Mitmenschen verschluckt haben, und das alles unter der christlichen Devise: „Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst.“

Es ist eine schleichende Krankheit, diese Klatschsucht die tausendmal mehr wuchert, als alle Bazillen der Welt, und alle Gutgefinnten sollten sich zusammenthun, um diesen abscheulichen Fehler zu bekämpfen. Es ist doch ein Unterschied, ob ich mich über die Beine des Herrn Meyer lustig mache oder behaupte, daß Fräulein Mimi mit dem rechten Fuß auf die linken Zehen tritt, oder ob ich das Ehrabschneiden gleichsam als Beruf betreibe.

Und mein Heilmittel gegen diese Sorte ist: sofort solch einen haarbuschigen Gefellen festzunageln. Entweder nenne Namen und lasse die halben Andeutungen oder halte den Schnabel. Nennt er dann Namen, und es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß er mit irgend einem Namen herauskommt, — denn die Wichtiküsse sind viel zu sehr Schwächer, als daß sie schwiegen — dann eingeschlagen den Haken und ihn zur Strecke gebracht.

Schade, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist, für solche Knaben wäre sie am Platze. Denn wer den guten Namen mordet, der mordet das werdende Geschlecht im Leibe der Mutter.

A. T.

Das Mönchswesen.

Da in neuerer Zeit die Entwicklung der badischen Mönchs- und Klosterfrage nicht nur in Baden, sondern auch außerhalb der rot-gelben Landesfarben mit Aufmerksamkeit verfolgt wird, dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie Kaiser Joseph II. über diese Frage dachte, als er Oesterreich von „der Tyrannei Roms“ zu befreien suchte, dadurch, daß er „die Fatire mit geschorenen Köpfen“ in rechtliche Menschen verwandeln wollte. In der „Geschichte der österreichischen Politik“ von Alfred Michiels finden sich authentische Briefe Josephs II. folgenden Inhalts:

Herr Graf!

. . . . Das Mönchtum ist in Oesterreich zu einer unerträglichen Entwicklung gelangt; die Kapitel und Klöster haben sich maßlos vermehrt. Nach gewissen Anordnungen, auf welche die Mönche sich berufen, würde die Regierung sozusagen kein Recht auf ihre Person haben. Sie sind die nutzlosesten und gefährlichsten Bewohner des Landes; denn sie versuchen, alle bürgerlichen Gesetze zu umgehen und wenden sich fortwährend an den Oberpriester in Rom.

. . . . Wenn ich die Mönche entlarvt, den leeren Plunder asketischer Träumerei von meinen Hochschulen verbannt und den beschaulichen Geistlichen in einen Arbeiter verwandelt habe, so werden einige Personen der frommen Partei von meinen Reformen vielleicht anders reden.

Meine Aufgabe ist eine schwierige, denn ich will das Heer der Mönche vermindern und diese Fäfire, vor deren geschorenen Köpfen das Volk mit Ehrfurcht niederkniet und die sich eine Herrschaft über die Herzen des Pöbels erworben haben, gegen die es fast kein Gegengewicht giebt, in Menschen verwandeln.

Leben Sie wohl.

Joseph.

Wien, Februar 1781.

Dieser Brief war adressirt an den Erzbischof von Salzburg, den Grafen von Coloredo.

Ein zweiter Brief, den Joseph an den österreichischen Gesandten in Rom, den Cardinal Hrczan, richtete, bezeichnet noch deutlicher seine reformatorischen Absichten in dieser Hinsicht. Er lautet folgendermaßen:

Herr Cardinal!

Seit ich die erste Krone der Welt trage, ist die Philosophie zur Gesetzgeberin meiner Staaten geworden.

Die Logik, die in dieser Wissenschaft liegt, fordert, daß Oesterreich eine neue Form annehme. Das Ansehen der Ulemas wird beschränkt werden und die Rechte des Monarchen werden ihre alte Majestät wieder erhalten. Es ist nötig, daß ich vom religiösen Gebiete gewisse Dinge entferne, die ihrer Natur nach nicht dahin gehören.

Da ich die Saducäer verachte, so werde ich mein Volk von ihnen befreien. Zu diesem Zwecke werde ich die Mönche vertreiben und die Klöster entweder unterdrücken oder unter die Bischöfe der einzelnen Sprengel stellen. Ich bin überzeugt, daß sie mich in Rom eines Eingriffes in das göttliche Recht anklagen werden. Sie werden schreien, der Ruhm Israels sei dahin. Sie werden mir vorwerfen, daß ich dem Volke keine Fürsprecher nehme und einen Unterschied zwischen den Grundsätzen des Glaubens und zwischen denen der Philosophie aufstelle. Noch mehr aber werden sie dadurch gereizt werden, daß ich eine Reform unternehme, ohne vorher die Genehmigung des heiligen Stuhles dazu eingeholt zu haben.

Weise Gesinnung ist es, welche den Verfall des menschlichen Geistes herbeigeführt hat. Niemals wird ein Diener des Altars dulden wollen, daß der Staat sich an den Platz stellt, der ihm gebührt, und die Geistlichkeit auf das Evangelium verweist. Welche Gotteslästerung, Gesetze zu erlassen, die dem Stamme der Leviten das Monopol des menschlichen Verstandes entreißen!

Der Grundsatz des Mönchstums ist seit Vater Bacemius bis auf unsere Tage im offenen Widerspruch mit dem Verstande gewesen. Vor Ehrfurcht für den Erfinder der Mönchsorden ist man bis zum Götzendienste gegangen, und zwar in solchem Grade, daß wir die Zeiten haben wiederkehren sehen, in denen die Söhne Jakobs nach Bethel gingen, um das goldene Kalb anzubeten.

Diese falschen Glaubensvorstellungen haben sich im niederen Volke verbreitet und dieses dahin gebracht, daß es Gott nicht mehr kennt und alles von den Heiligen hofft.

Die Rechte der Bischöfe, die ich wieder herstellen will, werden dazu beitragen, diese Volksirrtümer zu zerstören. An die Stelle des Mönches

werde ich den Priester setzen; an die Stelle des Romans heilig gesprochenen Einzelner den Text des Evangeliums und wenn ein Zwiespalt in Religionsmeinungen entsteht, so wird ausschließlich Moral lehren.

Ich werde alle meine Anstrengungen dahin richten, dem Denkmal, welches ich erbaue, Dauer zu verleihen.

Unsere Entel werden uns segnen, daß wir sie von der Tyrannei Roms befreit haben und daß die Priester von uns gezwungen worden sind, in die Grenzen ihrer Pflichten zurückzukehren, indem sie Gott ihre Zukunft, aber dem Vaterlande ihre gegenwärtige Existenz widmen.

Wien, Oktober 1781.

Joseph.

An den Herzog von Choiseul, ersten französischen Minister, schrieb Joseph schon im Dezember 1780 kurz nach dem Tode seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia:

Mein Freund!

. . . . Der politische Einfluß der Geistlichkeit unter Ihrer Regierung wird einer der Gegenstände sein, mit denen meine Reformer sich zu beschäftigen haben. Ich liebe Leute nicht, welche die Aufgabe haben, unser Heil in einer anderen Welt vorzubereiten und sich so viele Mühe geben, unsere Angelegenheiten in dieser Welt zu leiten.

Joseph.

Daß der Kaiser diese seine Worte ernst nahm, beweisen die Thatsachen.

Am 12. 1. 1781 verbot eine Verordnung den jungen Oesterreichern in den Kollegien Roms zu studieren. Weil sie dort den Sektengeist und den Fanatismus gleich einem Fiebergifte einjagten und ultramontane Grundsätze wie unbedingte Ergebenheit für den Papst von Rom zurückbrachten.

Am 24. 3. 1784 wurde ein Gesetz erlassen, welches die Mönchsorden von ihren auswärtigen Oberen trennte, sie von den Generalen die in der ewigen Stadt wohnten, loslöste und der Gewalt der Ortsbehörde und den Bischöfen unterstellte.

Am 20. 12. 1784 wurden durch Gesetz alle Mönchsorden aufgehoben die für den Nächsten nutzlos waren. 680 Klöster wurden nach und nach aufgehoben und 36 000 Nichtsthuer angewiesen ihr täglich Brot redlich zu verdienen. Dies war für die damalige Zeit wahrhaftig eine Riesearbeit, hatte doch Oesterreich allein 2163 Klöster und ca. 70 000 Mönche und Nonnen. Der heilige Vater Pius IV. erschrak dermaßen, daß er sich aufrüstete und eilig an die Ufer der Donau zog um sich mit Joseph zu unterhalten, wie sich ein Vater mit seinem Sohn unterhält. Sein Besuch bei dem lieben Sohne hatte aber keinen Erfolg, — ja man hatte sogar die Bosheit begangen, dem Oberhaupt der alleinseligmachenden Kirche einen Lutheraner entgegenzusenden.

Ueber Suggestion und Hypnotismus bei Pferden

hat Dr. Rouhet in einem inhaltreichen Werk über die „vollständige Erziehung des Menschen“ einige auffallende Mitteilungen aus eigener Erfahrung veröffentlicht. Seit langer Zeit hat sich Rouhet mit der Dressur von Pferden beschäftigt und dabei festgestellt, daß der energische Wille des Menschen auf das Pferd eine Wirkung zu erzielen vermöge, die bis zur Suggestion und sogar bis zur Erzeugung eines hypnotischen Zustandes führen könne. Vom allgemeinen Standpunkt betrachtet, wäre es gar nicht ersichtlich, warum die höheren Tiere, also auch das Pferd, suggestiven und hypnotischen Beein-

fluffungen nicht zugänglich sein sollten. Schon die Thatsache der Dressur spricht ja dafür, denn eigentlich handelt es sich dabei doch lediglich darum, daß der Wille des Menschen dem Tier suggeriert wird. Es muß also gewissermaßen eine leitende Verbindung zwischen der Gehirnthätigkeit beider Wesen hergestellt sein. Wie diese zustande kommt, ist freilich bisher wissenschaftlich noch nicht aufgeklärt worden. Für ihr thatsächliches Vorhandensein bringt Rouhet einige hübsche Beweise auf. Er hat seine Pferde mittelst einer Art geistiger Erziehung dressiert. Das eine seiner Pferde nimmt ihm das Taschentuch aus der Tasche und findet es sogar mit verbundenen Augen aus einem Versteck heraus. Die Stute „Olga“ stößt ihren Herrn mit dem Kopf, sobald dieser es wünscht, und sie ist so geduldig, daß Rouhet auf ihr ausgestreckt schlafen kann, solange es ihm gefällt, ohne daß das Tier sich regt. Die Stute vermag auch aufrecht in einem Stuhl zu sitzen. Das sind nur Kunststücke der Dressur, wie man sie fast in jedem Zirkus zu sehen bekommen kann. Das Neue an Erfahrungen von Dr. Rouhet liegt eben darin, daß er das Nervensystem eines seiner Pferde, das er auf den Namen „Germania“ getauft hat, so vollkommen beherrscht, daß er es beliebig einschläfern kann. Wenn das Pferd sich nach einem hypnotischen Schlaf wieder erhebt, so pflegt es sich zu recken, wie es gewisse Pferde thun, wenn sie plötzlich aufgeweckt werden. Man darf übrigens nicht vergessen, daß der Schlaf des Pferdes in gewöhnlichem Zustand ein außerordentlich leiser ist, und daß es somit nicht erstaunlich ist, wenn der hypnotische Zustand dem gewöhnlichen Schlaf ähnelt. Es ist mehr ein Traumzustand, wie er auch bei vielen Menschen, die einem tiefen hypnotischen Schlaf nicht zugänglich sind, durch die Beeinflussung des Hypnotiseurs nicht überschritten werden kann. Welche Bedeutung die Anwendung des Hypnotismus zur Dressur von Tieren und vielleicht auch in der Tierheilkunde gewinnen kann, muß durch weitere Untersuchungen bewiesen werden, an denen es wahrscheinlich nicht mehr lange fehlen wird, da sie auf ein ungewöhnlich interessantes Gebiet führen.

In den Formen lebt der Geist.

Wie wohl können wir den Einfluß des Geistes auf die Form besser beobachten, wie in der Entwicklung des Menschen. Sehen wir uns doch den Säugling an, wie ausdruckslos ist das Gesichtchen, ein unbeschriebenes Blatt, wie unentwickelt das ganze Geschöpfchen! Da ist noch keine Andeutung des zukünftigen Charakters, der Geist schlummert[?] noch. Aber wie können wir gerade in der Weiterentwicklung des Kindes, mit dem Aufglimmen des ersten Fünkchens des Verstandes, des Geistes, die schaffende Kraft des letzteren beobachten. (Schade, daß bei den meisten Kindern die erste Spur des Formen schaffenden Geistes der Eigensinn ist!). Und so kann man an der jungen Menschenknospe, mit der höheren Entwicklung des Geistes Hand in Hand gehend, als unmittelbare Folge desselben, die höhere und höchste Entwicklung der Formen, sowohl des Gesichtes wie des Körpers, wahrnehmen. Und welche eindringliche Sprache spricht eine Greisengestalt, ein Greisenantlitz mit den scharf markierten Zügen! Was für eine Geschichte von Leidenschaft, von Troß, von manchem herben Leid, von manchem schweren Schicksal, erzählt oft solche gebeugte Gestalt, solch faltiges Greisenantlitz! Eindringlich, ergreifend und jedem verständlich!

Und anderseits, von wie großem Einfluß die Lebensbedingungen auf die Richtung, welche die Entwicklung des Geistes nimmt, und durch die Einwirkung des Geistes auf die Form des Körpers, den Ausdruck des Gesichtes sind, wird auch für den Laien deutlich, vergleicht er den Charakterkopf eines Bauern mit dem eines Gelehrten.

Allgemein bekannt und anerkannt ist der Satz, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen kann. Lange schon erwiesen ist die Wechselwirkung von Seele und Körper. Wer schon an Krankenbetten gestanden hat, oder selbst schon krank gewesen ist, und eines von beidem trifft wohl für jeden von uns zu, der wird diese Wechselwirkung schon beobachtet haben, wird schon beobachtet haben, wie sehr bei dem Einen die Seelenharmonie, die Gesundheit der Seele, gelitten hat durch das körperliche Leiden, und wie es im Gegensatz dazu, dem Anderen durch die Energie, Kraft und Harmonie seines Geistes gelang, die Macht der Krankheit zu brechen. Wie viel kann man für seine Gesundheit und somit für seine Schönheit, denn nur das Gesunde ist schön, dieses aber immer, thun, indem man für eine edle, schöne Seele sorgt, trachtet edel und gut zu sein. Welche unendlichen Schätze für die Gesundheits- und Schönheitspflege (Kallisophie) waren hier zu heben.

Wie lange schon beschäftigten sich die Gelehrten, Aerzte und Psychologen damit, aus der Schädelbildung den Charakter sowie den Einfluß der erblichen Veranlagung auf denselben, festzustellen (Phrenologie). Jedoch erst Herr Guter hatte das Verdienst, den naheliegenden Gedanken zu fassen, auch die übrige Körperform speziell die Gesichtsbildung, zur Beurteilung mit heranzuziehen und hieraus eine neue Lehre (Psycho-Physiognomie) zu konstruieren und auf Grund eingehenden Studiums und langjähriger Beobachtungen feste Regeln dafür aufzustellen. Eine Wissenschaft von unermäßigem sanitären, wie ästhetischem und moralischem Wert für die Zukunft! —

Nicht nur in der persönlichen Erscheinung des einzelnen Menschen, sondern auch in der Form des von ihm geschaffenen, hervorgebrachten, in der Kultur ganzer Völker, können wir diese selbe Entwicklung der Formen, unter der Einwirkung der steigenden geistigen Entwicklung verfolgen. Am sichersten wahrnehmbar sind die Wege welche die Kultur eines Volkes nahm, in der Kunst desselben. Sieht doch die Kunst deutlichst die Geistesströmung ihrer Zeit wieder.

Welch ein wunderbares Denkmal einer harmonischen, edlen Bildung, einer Zeit, in der edler Geschmack und ästhetisches Denken und Fühlen im Volke lebte, ist die griechische Kunst, die griechische Bildhauerei. Wäre eine Entwicklung des Christentums auf einem andern Boden, als diesem höchsten ethischer und ästhetischer Kultur überhaupt möglich gewesen?

Anders in Rom, wo erst das Christentum den Grund legte zu einem neuen Aufschwung, einer neuen Entwicklung der Kunst, wo die Kunst erst durch das Christentum ihre höchste Blüte erreichte, ihre größten Triumphe feierte in der italienischen Renaissance.

Die dritte große Kunstepoche, von Frankreich ausgehend, ist das Roccoco und zwar ist an diesem am bemerkenswertesten und großartigsten die Mannigfaltigkeit und Freiheit der Formen, verbunden mit einer großartigen Beherrschung jeglicher Technik, welche die größten Schwierigkeiten des Materials fast spielend überwand.

Die neueste, hervorragende Kunstrichtung, der Jugendstil, bringt neben manchem Uebertriebenen, (eine Kinderkrankheit, die wohl jegliches redliche Streben einmal durchzumachen hat und die im Laufe der steigenden Ent-

mickelung von selbst schwindet) große, neue und edle Wahrheiten. Auch dieser Jugendstil ist so recht ein Bild seiner Zeit, der realistischen, rastlos strebenden und doch so Schönheitsdurstigen, Wahrheit suchenden.

Auch hier wie in allem bewahrheitet es sich:

In den Formen lebt der Geist! Maria Elisabeth Reinert.

Kurbericht.

Seit Anfang Juni d. Js. litt ich an einem sehr hartnäckigen Bronchialkatarrh, ein heftiger Husten plagte mich so sehr, daß ich manche Nacht nie recht zur Ruhe kommen konnte. Trotz aller angewandten ärztlichen Mittel wollte der Husten nicht weichen, es stellten sich vielmehr zeitweise auftretende, stechende und ziehende Schmerzen auf der Brust ein, die mir zu ernstestem Befürchtungen Anlaß gaben. Auf Anraten meines Arztes nahm ich einen dreiwöchentlichen Urlaub, um durch eine Luftveränderung eine Besserung meines Leidens herbeizuführen. Als Ziel meiner Reise wählte ich Detmold, die herrlich am Fuße des Teutoburger Waldes gelegene Residenz des Lippischen Landes. Die schöne, reine Waldluft that mir wohl, und ich hoffte hier bald völlige Genesung zu finden. Es schien auch, als sollte sich meine Hoffnung erfüllen, Als ich aber nach abgelaufenem Urlaub wieder eine Woche gearbeitet hatte, trat der Husten mit erneuter Heftigkeit wieder auf, sodaß ich auf den dringenden Rat meines Arztes nochmals hinaus gehen mußte. Bei meinem erstmaligen Aufenthalt in Detmold war mir schon von Verwandten die Guterische Naturheilanstalt empfohlen worden. So reiste ich denn kurz entschlossen nach Detmold zurück mit dem Vorsatz in der genannten Anstalt eine Kur zu gebrauchen. Schon die erste Untersuchung durch Herrn Direktor Guter flößte mir Vertrauen ein, welches aber noch mehr gehoben wurde, als ich mich schon nach kurzer Behandlung körperlich wie geistig erfrischt und gekräftigt fühlte. Jetzt aber, nach beendeter Kur, die nur 8 Wochen in Anspruch genommen hat, fühle ich mich gedrungen, Herrn Direktor Guter hierdurch meinen wärmsten Dank auszudrücken, verdanke ich doch nächst Gott die schnelle Wiederherstellung meiner Gesundheit allein seiner gewissenhaften Behandlung. Auch werde ich nicht verfehlen, bei sich mir anbietenden Gelegenheiten die Anstalt des Herrn Guter und seine Behandlungsweise zu empfehlen.

Biersen, 15. September 1902. (Rheinland).

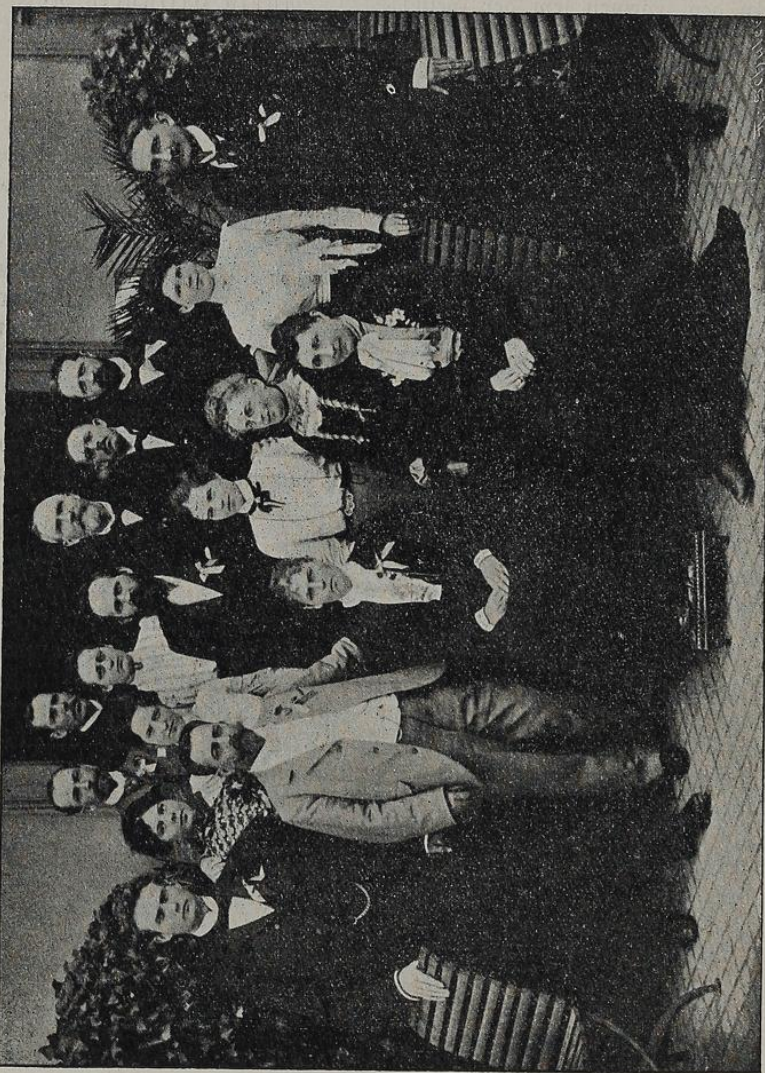
Wilh. Keuen, Commis.

Aus unserer Bewegung.

Die geschätzten Mitglieder unseres Bundes werden freundlichst gebeten, sich mit solchen Klubs und Vereinen in Verbindung zu setzen, welche im Winterhalbjahr Vorträge halten lassen, um diese zu einem Vortrag über Lebensausdruckskunde, Gesichtslesekunst-Menschenkenntnis zu veranlassen. Allen Hochwartnummern ist zu diesem Zweck Agitationsmaterial zu Vortragangagements und zu Werbung von Mitgliedern an unsern Bund dieser September Nummer beigelegt.

Die Bundesleitung.

Gruppenbild vom Kongreß des Huterischen Bundes in Detmold.



Zur Erinnerung an den Kongreß unseres Bundes ist ein Gruppenbild aufgenommen vor dem Arminiushotel, demselben Lokale, wo der größte Teil der Kongreßverhandlungen stattgefunden haben.

Diese Kongreßverhandlungen werden im nächsten Oktoberheft veröffentlicht.
Die Redaktion.